Leben und Abenteuer
P. T. BARNUM'S,

vormaligen

Theaterdirectors in New-York,

seine großartigen Unternehmungen,

seine Kunstfahrten

mit Jenni Lind, mit Tom Thumb u. A.

Von ihm selbst beschrieben.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Kunst= und Bettelfahrt.

(Unsere erste Vorstellung. — Vorfall in der Kirche. — Der alte Turner. — Ein unangenehmer Scherz. — Unbillige Zeche. — Eine geschoppte Gesellschaft. — Arithmetische Räthsel. — Schmerzhaftes Scheiden. — Predigt im Haine. — Ernste Betrachtungen. — Der Sheriff als Freibillet. — Schlaue Ränke. — Vereitelte Verschwörung. — Enge Behausung. — Eine gefahrvolle Reise. — Vivalla und der Indianer. — Versickerter Muth. — Der Eiersack. — Bosco außer Fassung. — Münchhausen als Yankee. — Die geheimnißvollen Stiefel. — Ein langer Schlummer. — Lebendige Mumie. — Die Nummer meines Oheims. — Taubenfüße in Scheffeln. — Mißgeschick. — Ein Freund in der Noth. — Plötzliche Abreise. — Ein Compagnon wird gesucht. — Seltsame Vorschläge. — Ein neues Geschäft. — Capitalüberreste. — Ein Bündel Recepte. — Abermals Thespiskärrner. — Reiseerinnerungen. — Im Gefängnisse.)

Signor Vivalla, mein Italiener, fuhr fort, in so manchem Theater und Circus wie in Peale's Museum in New=York für mich zu gaukeln. Ich brachte ihn auch nach Danbury, Bridgeport, New=Haven, Norwalk und anderen Städten in Connecticut, ferner nach Newark, Elizabethtown, Rahway, Neubrunswick und Neujersey, erzielte jedoch überall meist nur armseligen Erfolg, da die Unkosten, die Erlaubnißscheine u. s. w. häufig die Einnahmen überstiegen.

Im April 1836 bewog ich den Circuseigenthümer Aron Turner, den Vater der berühmten englischen Reiter N. B.

und T. V. Turner, seine wandernde Kunstreitergesellschaft für den kommenden Sommer mit Vivalla zu vereinigen. Für Vivalla sollte eine Monatgage von fünfzig Dollars und zwei halbe Benefice-Einnahmen berechnet, mir aber monatlich dreißig Dollars ausbezahlt werden.

In Berücksichtigung meiner wie Vivalla's Leistungen fiel mir ferner ein Fünftel von dem Gesammtgewinne der Kunstreitergesellschaft zu. Vivalla erhielt damals im Monate achtzig Dollars von mir, so daß seine und meine festgesetzte Gage meine Zahlung deckte und mir einen Nutzen von zwanzig Procent der reinen Einnahme in Aussicht stellte. Ich hatte die Dienste eines Billetverkäufers, Secretärs und Cassaführers zu leisten.

Mr. Turner war ein alter Thespisbruder, sein Wandern und Gaukeln in Zelten von Canevas war etwas ganz Neues für mich. Ich sandte mein Weib wie mein Töchterlein Carolina nach Bethel, wo sie in dem Miethgebäude über dem Okermagazin ihre Wohnstätte aufschlugen.

Dinstag den 26. April brach unsere Kunstreitergesellschaft mit all ihren Habseligkeiten, Lastwägen, Karren, Zelten, Pferden und Ponies, mit ihrer Musikbande, in der Zahl von fünfunddreißig Männern und Knaben, von Danbury nach West-Springfield auf, wo wir am Donnerstag die erste Vorstellung geben sollten. Am ersten Tage hielt Mr. Turner, statt daß wir nach meinem Erwarten unser Mittagsmahl auf der Straße einnahmen, an dem Gehöfte eines Farmers, und kaufte daselbst drei Laib Brot und ein Pfund Butter; dann borgte er sich ein Messer von dem Weibe des Farmers, zerschnitt das Brot und reichte jedem ein Stück, dünn mit Butter überstrichen. Brot wie Butter waren bald verzehrt. Turner zahlte dem Weibe fünfzig Cents, worauf er

seinen Leuten befahl, die Pferde zu tränken. Dann setzten wir unsere Reise fort. Unsere Rast mochte kaum fünfzehn Minuten gewährt haben.

Ich hielt dies in Wahrheit für eine kärgliche Verköstigung und mein kleiner Italiener fing zu murren an. Er beruhigte sich jedoch durch meine Versicherung, es würde schon besser werden, sobald unsere Vorstellungen nur einmal beginnen. In Springfield gab es auch Gelegenheit diese Prophezeiung zu erproben. Wir langten daselbst am 28. an und eröffneten unsere Vorstellungen für die Saison.

Unsere Musikbande, vergeblich von Providence erwartet, war nicht eingetroffen. Auf Turner's Verlangen hielt ich vor der ersten Production eine Rede, in der ich unser Mißgeschick bekannt machte, aber auch unsern Entschluß aussprach, die Zuhörer auch ohne Musik zu vergnügen.

Turner's Söhne ritten beide bewunderungswürdig, und Joe Pentland, der Clown, war und ist noch jetzt einer der witzigsten, originellsten und anständigsten Männer seines Metier im ganzen Lande. Der Mangel an Musik veranlaßte ihn zu noch größerem Eifer, und dies wie Vivalla's Leistung nebst anderen Kunststücken auf der Rundbahn genügten, um die eben nicht zahlreichen Zuhörer zu befriedigen. Unsere Musik kam in ein paar Tagen an, und wir fuhren fort, jeden Wochentag eine oder zwei Vorstellungen zu geben, wobei wir im Verlauf der Saison immer bessere »Häuser« machten. Wir gaukelten in zahlreichen Marktflecken, Dörfern und Städten von Neu-England, New-York, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, im Distrikt von Columbia, Virginien und Nordcarolina. Mein Tagebuch liefert so manche frische Erinnerung an die vielen Vorfälle im Verlauf

unserer Kunstreise, ich habe jedoch nur für wenige Raum in diesen Blättern.

Im Gasthof in Cabotrille, Massachusetts, schlief ich mit T. V. Turner und noch zwei Anderen in einer Stube. Vor dem Niederlegen warf einer meiner Stubengenossen den Stumpf seiner Cigarre in den mit trockenen Sägespänen gefüllten Spucknapf. Der Tabak glimmte zum Unglück noch, was natürlich auch in entsprechender Zeit mit den Sägespänen der Fall war. Turner erwachte um ein Uhr. Das Gemach war von dichtem Rauch erfüllt. Turner fiel bei seinem Versuche, das Fenster zu erreichen, ganz erschöpft auf die Dielen; es gelang ihm jedoch, zu dem Fenster zu kriechen und schließlich dem Rauch freien Ausgang, sauerstoffhältiger Luft jedoch Einlaß zu verschaffen. Ohne diese rechtzeitige Entdeckung unserer gefährlichen Lage wären wir in wenigen Minuten erstickt zu Grunde gegangen.

Nach meinem gewöhnlichen Brauche besuchte ich am Sabbath die Kirche in Lenox, in Massachusetts. Der Geistliche ergriff die Gelegenheit, gegen unsern Circus zu peroriren, und meinte, alle zu einer Kunstreitergesellschaft zählenden Leute seyen aller Sittlichkeit u. s. w. bar und ledig. Er gab uns in der That so harte Namen, daß ich schriftlich um Vergunst zur Gegenrede bat, mit dem Beifügen, er möge mein Vorhaben von der Kanzel herab verkündigen. Ich unterzeichnete das Gesuch mit: T. P. Barnum, Mitglied des Circus, 5. Juni 1836. Kaum daß er die Schlußhymne gelesen, händigte ich ihm, nach den Kanzelstufen schreitend, auch schon mein Gesuch ein. Er weigerte sich, davon Notiz zu nehmen; ich las ihm daher, bevor noch der Segen gesprochen war, derb die Leviten, daß er mir die Gelegenheit zur

Ehrenrettung unseres Charakters verwehrte, sagte ihm auch meine Meinung über Verleumder u. s. w.

Dieser Vorfall verursachte große Aufregung in dem Orte. Einige seiner Pfarrkinder entschuldigten das Betragen ihres Geistlichen. Er habe sie, sagten sie, ja erst kürzlich ausgescholten, als sie ihren Kindern erlaubten, bei einer Vorstellung in der Dorfschule Dialoge zu halten; übrigens tadelten sie sein Benehmen dem Circus gegenüber, und hofften, ich würde die Kirche nicht für verantwortlich für sein schlechtes Betragen halten. Ich gab mich zufrieden. Louis Napoleon würde sagen: »Die Ruhe war auf's neue hergestellt.«

Eine ähnliche Scene ereignete sich auch später in Port-Deposit am untern Susquehanna, nur daß ich in letzterem Falle darauf bestand, die Kirchenbesucher zu unserer Vertheidigung gegen persönliche Angriffe ansprechen zu dürfen. Ich sprach auch so durch eine halbe Stunde, und die Leute lauschten auch aufmerksam meinen Worten, obgleich sie der Priester wiederholt anging, sich zu zerstreuen. Ich hielt mich auch für berechtigt bezüglich dieses Zuhörens, hatte ich doch wie oft die Kunstreitergesellschaft am Sabbath versammelt und ihr aus der Bibel wie aus Predigtbüchern vorgelesen, wie ich sie nur aufzutreiben vermochte; hatte ich doch so manche Mitglieder des Circus wiederholt dahin gebracht, mich zur öffentlichen Andacht in den Marktflecken und Dörfern auf unserem Wege zu begleiten. Wir vermochten freilich nicht uns mit unserer Religion zu brüsten, fühlten uns jedoch nicht insgesammt so gänzlich »verworfen« und glaubten uns daher zu einer gentlemänischen Behandlung berechtigt, zumal während des evangelischen Gottesdienstes.

Aron Turner, der Eigenthümer des Circus, war ein origineller Geist, ein genauer Kenner der menschlichen

Natur, ein Mann, von dem man Vieles lernen konnte. Er war übrigens ein practischer Spaßvogel. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben, und war nicht wenig stolz, alle Welt zu unterrichten, wie er seine Laufbahn ohne einen Schilling begonnen. Ich hörte ihn häufig sagen: »Jedermann von kräftiger Gesundheit und einfachem Menschenverstand vermag sein Glück zu machen, wenn er sich nur dazu entschließt. Zum Beweise blickt auf mich! Wer bin ich? Ich weiß es nicht, noch weniger woher ich kam. Ich kannte weder Vater noch Mutter, habe also jedenfalls auf der untersten Stufe der Erniedrigung begonnen. Ich genoß keine Erziehung und fing mein Leben als Schuhmacher an. Mein bischen Lesen sammelte ich in meinem achtzehnten Jahre auf, und was mein Schreiben anbelangt, so lernte ich es durch das Unterzeichnen meines Namens auf Schuldscheinen. Ich pflegte zuerst nur ein Kreuz beizufügen, da ich aber als armer Teufel nur zu oft in die Gelegenheit kam, Schuldscheine auszustellen, so lernte ich endlich meinen Namen schreiben, freilich gelang es mir erst allmälig. Ihr seht, was ich gegenwärtig bin. Ich ward es durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit, und jeder Mann mag zu Reichthum kommen, der anders fest hiezu entschlossen. Das Wort »kann nicht« existirt nicht in der englischen Sprache. Sagt nur bei keinem Dinge, »ich kann nicht!« Ruft niemals »bankerott,« bevor ihr todt daliegt!«

In Anapolis spielte mir Turner einen Streich, den ich nie vergessen werde. Wir langten daselbst am Samstag spät Abends an. Dank unserer sehr ergiebigen Geschäfte fühlte ich mich wie ein kleiner Nabob, und ging daher in der Nacht aus, mir einen Anzug von feinem schwarzen Tuch anzuschaffen. Wir waren gänzlich fremd in der Stadt, Niemand hatte uns da-

selbst früher gesehen. Stolz auf mein schwarzes Gewand kleidete ich mich Sonntags am Morgen an, und brach hastig auf, um in der Stadt herumzuschlendern.

Ich schritt durch die Schenkstube des Gasthofes. Es mochten sich über zwanzig Personen darin befinden, darunter auch Turner, der so eben ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Kaum daß ich vorübergeschritten, so bemerkte auch schon Turner, nach der Richtung weisend, die ich eingeschlagen: »Es will mich sehr seltsam bedünken, daß Ihr diesem Schuft erlaubt, am hellen Tage durch eure Straßen zu wandern. In Rhode-Island würde man ihm dies schwerlich verstatten. Dies mag auch der Grund seyn, wie ich vermuthe, weshalb der schwarzgekleidete Schlingel diesen Weg einschlug.«

»Ei, wer ist er?« rief ein halbes Dutzend Stimmen gleichzeitig aus.

»Kennt Ihr ihn nicht? Ei, das ist der Rev. E. K. Avery,« antwortete Turner, »der Mörder von Miß Cornelia.«

Die kürzlich erfolgte Ermordung der Miß Cornelia in Rhode-Island, die bezügliche Entdeckung in einem Fehmhof und die gerichtliche Untersuchung des Rev. Ephraim K. Avery bezüglich der That erweckte damals beispiellose Aufregung. Die Leiter der Methodisten vertheidigten den Angeklagten, jedoch vergeblich. Die allgemeine Meinung im ganzen Lande verurtheilte ihn, und er versank, obgleich ihn das Gesetz frei sprach, in Mißachtung und Verschollenheit. Gott kennt den Thatbestand und wird gerecht richten.

»Ist es möglich?«

Also riefen sie, nach der Thür eilend, begierig einen Blick nach mir zu werfen. Es ward auch mancher einzelne Schwur der Rache gegen den scheinheiligen Priester laut.

Turner nahm, als er die Geschichte in Gang gebracht, ruhig Platz, während Jedermann in der Schenkstube zu meiner Verfolgung aufbrach. Ich bog eben um eine Straßenecke, und tummelte mich in unschuldiger, doch aufgeblasener Weise auf dem Trottoir umher, als ich von einem Dutzend oder noch mehren Personen, deren Anzahl mit jedem Augenblicke wuchs, eingeholt wurde. Ich bemerkte im Vorübergehen, daß sie Mann für Mann rückwärts blickten und mich mit sichtlicher Verwunderung anstarrten. Ich mußte, wie ich glaube, auf mein schwarzes Gewand ungewöhnlich stolz werden, denn ich war eitel genug, zu denken, es sey mein »neuer Anzug,« welcher diese besondere Aufmerksamkeit erregte. Wie dem sey, ich erwachte nur zu bald aus dieser behaglichen Täuschung. Der Pöbel schritt fünf oder sechs Ruthen vor, und wartete dann auf mein Herankommen. Im Vorüberschreiten hörte ich einige der nachfolgenden Bemerkungen: Der unzüchtige alte Scheinheilige — der geweihte Mörder — Lynchjustiz über den Schelm u. s. w. Ich zog längere Zeit weiter, gänzlich unbewußt, daß derlei Bemerkungen möglicher Weise in irgend einem Bezug zu mir stehen könnten. Die »Entwicklung« ging jedoch bald vor sich. Der Pöbel, nunmehr wenigstens hundert Köpfe stark, holte mich ein, als ich eben um eine andere Straßenecke bog, und ein derber Gesell packte mich am Rockkragen, während fünf oder sechs Andere hastig einen Schlagbaum herbeischleppten.

»Komm,« sagte der Mann, der mich am Kragen hielt, »alter Bursche, Du kannst nicht weiter spaziren gehen; wir kennen Dich, und pflegen in unserer Gegend gern und immer ein Herrenreiten zu veranstalten; bereite Dich vor, diesen Schlagbaum rittlings zu besteigen.«

Meine Ueberraschung läßt sich denken.

»Gütiger Himmel,« rief ich aus, als sie mich umdrängten, »Gentlemen, was habe ich gethan?«

»O, wir kennen Dich,« rief ein Halbdutzend Stimmen, »Du brauchst deine scheinheiligen Augen nicht zu rollen, dies Spiel hilft nichts hier bei uns zu Lande. Komm, reite auf dem Schlagbaum und gedenke an den Fehmhof!«

Ich ward mehr und mehr bestürzt, es schien mir wie ein Traum, ich konnte mir nicht denken, wegen welchen Vergehens ich Strafe leiden sollte, und fuhr daher fort zu rufen:

»Gentlemen, was habe ich gethan? Tödtet mich nicht, Gentlemen, nein, sagt mir doch, was ich verbrochen?«

»Komm,« rief ein Kerl aus dem Haufen, »laß ihn auf dem Schlagbaum reiten, wir wollen ihn schon lehren arme Dirnen aus der Factorei aufzuknüpfen!«

»Komm, Mr. Avery,« bemerkte der Mann, der mich am Kragen gefaßt, »es hilft doch nichts, Du siehst, wir kennen Dich. Wir wollen Dich das Lynchgesetz verkosten lassen! Dann trolle Dich wieder nach Hause!«

»Mein Name lautet nicht Avery, Gentlemen,« schrie ich, »Ihr seyd an den unrechten Mann gekommen!«

»Komm, komm, keine von deinen Lügen losgelassen,« sagte der Mann, der mich am Kragen hielt; »reite auf dem Schlagbaum, Ephraim!«

Der Schlagbaum ward auch derart emporgehoben, daß ich ihn ohne Schwierigkeit rittlings besteigen konnte, und ich sollte eben nach »Befehl« darauf Platz nehmen, als mir die volle Wahrheit einleuchtete.

»Gentlemen,« rief ich aus, »ich bin nicht Avery, ich verachte diesen Schurken wie Ihr; nein, mein Name ist Barnum, ich gehöre zu dem Circus, der gestern Nachts hier anlangte, und bin sicher, Alt-Turner, mein Gesellschafter, hat

Euch mit dieser lächerlichen Geschichte ein Märchen aufgebunden!«

»Wenn er dies gethan,« sagte einer aus dem Pöbelhaufen, »dann ereile ihn die Lynchjustiz!«

»Gut, er hat es gethan, ich versichere Euch,« erwiederte ich, »kehrt also mit mir nach dem Gasthof zurück, ich will Euch von dem Sachverhalt überzeugen.«

Die Menge ließ sich widerstrebend zu diesem Vergleiche herbei, hielt auch ihre Hände zum Fang bereit. Als wir durch die Hauptstraße schritten, in der das neue Staatenhaus gelegen, wurde der Pöbel um fünfzig bis sechzig Mann verstärkt, und ich schritt also wie ein armer Sünder nach dem Gasthof. Der alte Turner stand an der Säulenhalle, bereit vor Lachen zu bersten. Ich beschwor ihn um des Himmels willen, die Sache aufzuklären, auf daß ich freigelassen würde. Er fuhr fort zu lachen, meinte aber endlich, er glaube, daß hier ein kleines Mißverständniß obwalte.

»Der Sachverhalt,« sagte er, »ist folgender: mein Freund Barnum hat einen neuen Anzug von schwarzem Tuche, und dies gibt ihm ein so priesterliches Ansehen, daß ich meinte, es müsse Avery seyn.«

Der Pöbel wußte nun um den Scherz. Einige entschuldigten sich wegen der rauhen Weise, in der ich behandelt worden — man hatte mir den Rock rückwärts halb vom Leibe gerissen, mich auch ein Beträchtliches in dem Koth herumgewälzt — während Andere schwuren, Alt-Turner verdiene das Schicksal, das mir zugedacht wurde; die Mehrzahl im Volke brüllte jedoch vor Lachen, erklärte alles für einen köstlichen Schwank und rieth mir, scharf auf der Lauer zu liegen und meinen Gesellschafter tüchtig dafür auszuzahlen. Ich war überaus empört, und frug Turner, als sich

der Pöbel zerstreute, was ihn auf Erden bewegen konnte, mir einen so beleidigenden, gemeinen Streich zu spielen.

»Mein theurer Barnum,« sagte er, »es geschah alles zu unserem Besten. Bedenken Sie, daß es nur Aufsehen ist, was wir zu unserem Erfolge bedürfen. Sie werden sehen, der Streich, welchen einer der Circusunternehmer dem andern gespielt, wird Lärm in der ganzen Stadt schlagen, und unser Zeltlager wird morgen Nachts von Zuschauern wimmeln.«

Es kam auch so, wie er vermuthet. Der Schwank lief von Mund zu Mund. Wir wurden in kurzem mit der ganzen Stadt bekannt, und erfreuten uns während unseres Aufenthaltes ungemeinen Zulaufes. Wie dem auch war, ich fühlte mich doch nicht geneigt, dem alten Turner zu verzeihen, denn ich wußte nur zu wohl, daß der Eigennutz in diesem Falle erst hinterher in Betrachtung kam; der Schwank wurde einzig von dem Verlangen dictirt, einen Spaß zu erleben, gleichviel, wer die Kosten zu tragen habe.

Ein seltsamer Vorfall ereignete sich in Hanover-Court-House in Virginien. Wir konnten in Folge des häufigen Regens daselbst keine Vorstellung geben, und beschlossen gleich nach dem Mittagsmahle nach Richmond aufzubrechen. Der Wirth machte uns jedoch zu wissen, unser Geschäftsführer habe drei Mahlzeiten nebst Nachtlager für die Truppe bestellt, und unsere Rechnung würde daher dieselbe bleiben, ob wir nun noch diesen Tag abzureisen oder bis zum Frühstück am nächsten Morgen zu bleiben gedächten. Wir erhoben natürlich Einsprache dagegen, jedoch mit dem Anerbieten, nicht blos das Mittagsmahl, sondern auch einen Theil der gesammten Rechnung bezahlen zu wollen, um so den Preis für erhaltene wie für ungenossene Verköstigung auszuglei-

chen; der hartnäckige Wirth weigerte sich jedoch, auch nur ein Iota von seiner ersten Forderung streichen zu lassen.

Es war etwas über eilf Uhr Vormittag. Mr. Turner war sehr ärgerlich über das, was er unbillige Forderungen des Wirthes nannte, sagte ihm zudem, wie ein rascher Aufbruch nach Richmond von großem Nutzen für uns seyn dürfte.

»Ich halte Sie nicht auf,« sagte der hartnäckige Wirth, »Sie müssen jedoch für Mittagmahl, Abendbrot, Nachtlager und Frühstück bezahlen. Ich habe meine Einkäufe Ihrem Befehle gemäß besorgt, und muß die Vergütung dafür baar erhalten.«

»Und zu welcher Stunde,« frug Turner, »können wir speisen?«

»Wann es Ihnen beliebt,« lautete die Antwort.

»Sehr gut, Herr!« sagte Turner, »wir wollen um zwölf Uhr zu Mittag essen und um halb ein Uhr nachtmahlen. Wir werden uns um ein Uhr zu Bette begeben, und um halb zwei Uhr frühstücken.«

Der Wirth gerieth über das Verlangen wie über die Art, wie es bestellt wurde, gleichmäßig in Bestürzung.

»Sie brauchen doch nicht drei Gänge Gerichte auf einmal?« frug er.

»Nein,« sagte Turner, »wir verlangen nicht drei auf einmal. Sie sollen die Tafel decken und uns ein gutes Mittagmahl kochen. Wie wollen es verspeisen. Dann lassen Sie die Tafel aufräumen und frische Gerichte auftragen. Unser Nachtmahl hat also auf den Tisch zu kommen. Wir wollen es zu uns nehmen und bis ein Uhr damit fertig werden. Dann gedenken wir zu Bette zu gehen. Sorgen Sie dann, daß man uns nach dem Nachtmahl den Tisch abräumt und ein gutes Frühstück bereitet, mit Ueberfluß von starkem Kaffeh,

und daß es servirt sey, wenn wir um halb zwei Uhr aufstehen. Merken Sie sich aber, daß nicht daran gedacht werden darf irgend ein Gericht neu aufzuwärmen, sondern daß es durch ein frisches ersetzt werde. Wir würden Ersteres nicht dulden. Wir zahlen das Möglichste, verlangen aber auch das Möglichste.«

Der Wirth meinte, Alles habe seine Richtigkeit. Damit eilte er die Vorbereitungen zum Mittagmahle zu treffen. Wir ließen ihm volle Gerechtigkeit angedeihen. Turner befahl dann die Tafel abzuräumen und gleichzeitig das Nachtmahl aufzutragen. Dies geschah auch Punkt halb ein Uhr. Wir aßen davon nach Kräften, hatten auch bis ein Uhr verschlungen, was in der Möglichkeit lag.

»Nun weisen Sie uns das Nachtlager an!«

Also sprach Turner. Der Wirth wies uns die Zimmer, und wir alle, sechsunddreißig an der Zahl, warfen die Kleider ab und legten uns hastig zu Bette, während Alt-Turner von der letzten Stufe der Treppe hinablärmte:

»Sorgen Sie, Herr, daß unser Frühstück bereit stehe, und in einer halben Stunde auf der Tafel dampfe!«

Keine Antwort erfolgte auf dies Verlangen. Turner blieb ernsthaft und so hielt sich auch der Gastgeber. Beide ärgerten sich und machten sich trübe Augenblicke, mich aber schüttelte ein convulsivisches Gelächter über das Närrische der ganzen Geschichte. Die gesammte Gesellschaft war in der That in rosiger Laune, aber wir fühlten das Unbillige in der Forderung des Gastwirthes, und deshalb gehorchten wir nicht blos den Befehlen Turner's, nein, wir thaten auch, was möglich, um unser Geld zu verwerthen. Wir waren bereits in einer halben Stunde auf's Neue angekleidet auf unsern Beinen, aber unsere Betten boten den Anblick, als hätten sie wenigstens eine Nacht über zum Lager gedient.

Dann eilten wir alle zu dem Frühstück hinunter. Alles war in schönster Ordnung zubereitet und aufgetragen. Ein Fremder wäre bei dem Anblicke des raschen Verschwindens der Lebensmittel auf die Vermuthung gerathen, Schmalhans sey wenigstens durch vierzehn Tage unser Küchenmeister gewesen. Es blieb mir ewig ein Räthsel, wie wir es anstellten, um trotz der Ueberfütterung, der wir uns bei dieser Gelegenheit unterzogen, am Leben zu bleiben. Ich sah einst meinen Vater einen Truthahn durch Wochen, behufs eines Festessens, schoppen, aber das Alles war gar kein »Gegenstand« der geschoppten Kunstreitergesellschaft gegenüber.

Von diesem Orte begaben wir uns nach Richmond, wo wir einige Tage verweilten. Turner erzählte allen, mit denen er bekannt wurde, von dem Schwanke auf Rechnung Avery's, und ich war entschlossen, die Scharte wo möglich auszuwetzen. Gelegenheit hiezu fand sich, und ich säumte keineswegs, dieselbe zu benützen.

Es war in der Nacht nach einer unserer Vorstellungen, daß der alte Turner und ich nebst einem Dutzend oder noch mehr lustiger Gesellen — im Sitzzimmer des Gasthofes bei ein paar Flaschen Wein und einem Kistchen Havannacigarren bester Qualität im Kreise umhersaßen. Geschichten wurden erzählt, Lieder gesungen und so weiter. Schließlich warf Einer von uns ein paar schwierige und spaßhafte arithmetische Fragen auf, welche jedoch von der Gesellschaft ziemlich rasch gelöst wurden. Der alte Turner, der es liebte, in allen Sätteln gerecht zu seyn, erzählte von einer Begebenheit, welche, wie er sagte, zu ihrer Zeit einige Studenten nicht wenig verblüffte.

»Ein Fremder,« meinte er, »trat in den Laden eines Schuhmachers und handelte um ein Paar Stiefel. Der Preis

betrug fünf Dollars. Er nahm ein Paar und händigte dem Eigenthümer eine Note von fünfzig Dollars ein. Der Schuster konnte letztere nicht wechseln, und trug sie daher zu einem Nachbar, von dem er dafür zehn Stück Scheine zu fünf Dollars im Tausche erhielt. Er kehrte zurück und gab dem Fremden fünfundvierzig Dollars und ein Paar Stiefel. Der Fremde ging fort, ward auch nie mehr gesehen. Wenige Stunden, nachdem er den Laden verlassen, brachte der Nachbar des Schuhmachers die Note von fünfzig Dollars zurück. Sie war verfälscht. Der Schuster sah sich gezwungen, den Betrag von einem andern Nachbar zu borgen, um die Note mit gutem Gelde einzulösen. Nun aber frägt es sich, wie viel er bei dem ganzen Handel verloren?«

So einfach der Fall auch war, so wurden doch zahllose Antworten laut. Einige meinten, er habe fünfundneunzig Dollars und die Stiefel verloren, Andere sprachen von fünfzig Dollars nebst den Stiefeln und so weiter. Demungeachtet ergab sich endlich die richtige Beantwortung.

In der Hoffnung, Turner bei einem Scherze aufsitzen zu lassen, begab ich mich hinter seinen Stuhl, winkte der übrigen Gesellschaft, deutete auch auf den arglosen Mann, und stellte ihm denn ernsthaft nachstehende Frage:

»Gesetzt,« sagte ich, »ein Mann stehe in seinem dreißigsten Lebensjahre, und habe ein Kind, das ein Jahr alt ist, so ist der Mann doch offenbar dreißigmal älter als sein Sprößling. Erreicht das Kind das dreißigste Jahr, so zählt der Vater sechzig Jahre, ist also nur mehr zweimal so alt als das Kind. Ist das Kind sechzig, der Vater aber neunzig Jahre, so beträgt der Unterschied nur mehr ein Drittheil. Sie sehen also, Gentlemen, das Kind steht im langsamen, aber sicheren Vortheil seinem Erzeuger

gegenüber, ja es muß letztern, da es ihm fortwährend näher und näher kommt, mit der Zeit gänzlich einholen. Es frägt sich nunmehr, vorausgesetzt, daß sie möglicher Weise lange genug leben, wie alt wird der Vater seyn, wenn ihn das Kind einholt und im selben Alter steht?«

Die gesammte Gesellschaft, Turner ausgenommen, war sich zwar des Schwankes bewußt, nahm jedoch wahr, daß ich es auf ihn abgesehen hatte, und begann daher allen Ernstes zu rechnen. Einer bemerkte sogar augenblicklich, daß dies eine langwierige Rechnung werden würde, obgleich es klar sey, daß dieser Umstand eintreffen müsse, falls beide Parteien nemlich lang genug leben würden.

»Ich glaube,« versetzte ich, »es geschieht nach neunhundert und neunundneunzig Jahren, aber ich habe es fast vergessen, da es gar viele Jahre her ist, daß ich es ausrechnete.«

Turner fand großes Interesse an der Frage.

»Ich habe zwar nie davon gehört,« sagte er, »und hätte es auch nicht geglaubt, aber es ist klar, daß es so ist, denn der Sohn bleibt fortwährend im Vortheil gegen den Vater, und obgleich ich nicht viel um Arithmetik weiß, so ist es doch eine ausgemachte Sache, daß ein schnelleres Roß, falls Ihr es ein langsames Pferd trotz einem Vorsprung von fünf oder fünfzig Meilen verfolgen lasset, diesen langsamen Gaul binnen einer gewissen Zeit einholen muß, wenn sie anders weit genug wettlaufen. Dessen bin ich sicher.«

Kein Zweifel schien diese Ueberzeugung erschüttern zu können. Ein alter Gentleman bemerkte deshalb ernsthaft, er verstehe sich zwar nicht auf Ziffern, der Gedanke aber, ein Sohn könne noch während ihrer beiderseitigen Lebenszeit so alt wie sein Vater werden, sey reiner Unsinn, und er wette

ein Dutzend Flaschen Champagner, die Sache sey sogar unmöglich. Turner, ein Freund von Wetten, besonders wenn er sicher zu gewinnen hoffte, warf die Bemerkung hin, es klinge freilich wunderlich, müsse jedoch nach den Gründen, die eben vorgebracht worden, denn doch wahr seyn. Er nehme daher die Wette an. Sobald die Wette förmlich eingegangen war und man die Schiedsrichter bezeichnet hatte, brach die Gesellschaft in lautes Gelächter aus, und Turner kam nach langem Wortwechsel zur Ueberzeugung, relativ werde der Knabe zwar gegen den Vater im Vortheil bleiben, doch müsse der Unterschied zwischen beiden ewig und immer dreißig Jahre betragen. Turner bezahlte den Champagner, was ihm fünfundzwanzig Dollars Kosten verursachte, es währte jedoch einige Monate, ehe ich ihn überzeugen konnte, daß der Schwank ein klein wenig ergötzlich sey. Er gab es jedoch zuletzt zu, und wir kamen überein, die Champagnerwette als einen artigen Sprößling des Averywürgens zu bezeichnen.

Einer unserer Musikanten, Namens Butterfield, starb in Richmond. Die Pflicht, seinem Weibe, das in Danbury wohnte, diese Kunde mitzutheilen, fiel mir zu. Ich schloß eine Locke von seinem Haare bei, und entledigte mich der schmerzlichen Pflicht so zart wie möglich. Unsere Gesellschaft veranstaltete eine Subscription von sechzig Dollars zur Bestreitung des Leichenbegängnisses, wie zur Errichtung eines Denksteines, geschmückt mit einer Wage, in deren Schalen die Verse zu lesen:

»Adam, muß er hier auch sterben gehen,
Wird in Christo wieder auferstehen!«

Mr. Turner wurde erwählt, den Denkstein zu bestellen und für seine Aufstellung zu sorgen, ich fürchte jedoch,

daß er sich nie damit befaßte. Er hegte zweifelsohne die Absicht hiezu, vielleicht that er es auch, er war jedoch zu geneigt, die Mehrzahl der Dinge, die nicht unmittelbar mit seinem Geschäfte in Verbindung standen, zu vernachlässigen und auf die lange Bank zu schieben.

Von Richmond begaben wir uns nach Petersburgh und dann nach Warenton, wo ich am 30. October von der Kunstreitergesellschaft Abschied nahm, da mein Engagement bei Turner abgelaufen war, nachdem es mir einen reinen Gewinn von zwölfhundert Dollars abgeworfen. Ich nahm Vivalla und einen Neger, Namens James Sandford, einen Sänger und Tänzer nebst mehren Musikern mit mir, ferner Pferde, Wagen und ein kleines Zelt von Cannevas, und machte mich mit dieser meiner Gesellschaft zu Vorstellungen auf eigene Rechnung zu einer neuen Kunstwanderfahrt auf, in der Absicht bis nach Montgomery, Alabama, nach Süden zu reisen.

Meine kleine Gesellschaft brach am frühen Morgen auf. Ich verweilte noch eine halbe Stunde, die herzlichen Wünsche meiner früheren Begleiter herzlich erwiedernd; dann nahm mich Turner in seinen Wagen, und fort ging es, meine eigene Truppe einzuholen. Wir fuhren langsam, es war Scheu vor dem Scheiden. Zwanzig Wegmeilen schwanden unter heiterem Zwiegespräch unbemerkt dahin, ehe wir den vorangegangenen Zug einholten. Mein alter Freund wünschte mir glänzenden Erfolg und kehrte dann zu den Leuten seines eigenen Circus zurück. Ich fühlte einige Tage eine Art Heimweh, aber mein Geist war zu sehr mit meinem Unternehmen beschäftigt, und so wurde ich bald mit meiner neuen Stellung ausgesöhnt.

Samstag den 12. November 1836 hielten wir an der als Rocky Mount-Falls bekannten Niederlassung, und

ich begab mich am Sabbathmorgen nach der Kirche St. Johann der Täufer. Auf dem Wege von der Schenke nach dem Gotteshause gewahrte ich in einem nahegelegenen Haine eine Rednerbühne, von Bänken umgeben.

»Der Tag ist heiter,« sagte ich zu dem Wirth, der mich begleitete, »es würde mir Vergnügen machen, von dieser Tribüne zu der Gemeinde zu sprechen.«

Dies Vorhaben gefiel ihm. Die Versammlung, sagte er, zu der sich die Meisten aus weiter Ferne einfanden, um dem Gottesdienst am Sabbath beizuwohnen, würde, dessen sey er sicher, erfreut seyn, einen Fremden sprechen zu hören.

Vor dem Schluß des Morgengottesdienstes bat ich daher den ehrwürdigen Geistlichen der Gemeinde, zu verkündigen, daß ich eine halbe Stunde nach dem Kirchengange in dem Haine zu dem Volke zu sprechen wünschte. Er frug, ob ich ein Geistlicher sey, und sprach auf meine verneinende Antwort die Furcht aus, er könnte Aergerniß geben, falls er sich mit dieser meiner Verkündigung befasse, doch habe er nichts dagegen, wenn ich es selbst thun wolle, was denn auch geschah. Die Versammlung, über dreihundert Köpfe stark, begab sich nach dem Haine, ich selbst aber nahm die Stelle des Predigers ein.

Ich gab dem Volke vor dem Beginne kund, ich sey zwar kein Geistlicher, besitze auch wenig Uebung als Redner der Oeffentlichkeit, fühle jedoch ein tiefes Interesse im Punkte der Religion und Moralität, und wolle die Pflichten und Vorrechte der Menschheit in klarer Weise auseinanderzusetzen versuchen. Hierauf verglich ich »die zeitlichen Vergnügungen der Sünde,« welche Moses in den Palästen Egyptens genossen haben möchte, mit dem »Lohne der Vergeltung,« den er bei dem Gehorsam gegen die Befehle Gottes zu hoffen hatte,

ich berief mich auf die eigene Erfahrung, Beobachtung und Logik jedes Einzelnen als Bestätigung der biblischen Lehre von dem Elend im Laster und dem Glück in der Tugend. Die Gesetze Gottes lassen sich nicht ungestraft verletzen, und der Lohn für gute Handlungen kann nicht ausbleiben. Der äußere Anblick der Dinge gibt nur geringen Aufschluß. Wir müssen uns an die Wirklichkeit und nicht an den Schein halten. »Demanten mögen am Busen des Lasters funkeln,« aber »der Seele friedlicher Sonnenschein und des Herzens tiefgefühlte Freude ist der Tugend Preis!« Der Schurke, der Mann wilder Leidenschaften, der Trunkenbold sind im günstigsten Falle keineswegs beneidenswerth, und ein Gewissen, in Sünde verhärtet, ist das kummervollste Ding, das man sich zu denken vermag. Solch ein Mensch mag sich des Lebens erfreuen, wie sich das Gethier desselben erfreut, vielleicht wie ein Gethier, das man bei Ueberfluß an Speisung und Trank in einen Käfig oder Kerker gesperrt, aber die Seele kann nicht zufrieden oder glücklich seyn ohne Ergebung in den Herrn und guten Willen gegen den Nächsten.

In dieser Weise sprach ich über drei Viertel einer Stunde mit vieler Bibelbelesenheit, mit so mancher Illustration aus dem eigenen Wissen. Nach dem Schlusse meiner Rede schüttelten mir mehre Gentlemen die Hand, drückten ihre Befriedigung über meine Worte aus, und wünschten meinen Namen zu wissen, den sie sich auch aufschrieben. Ich hielt nicht viel auf meinen Vortrag, fühlte mich aber glücklich in dem Glauben, möglicher Weise etwas Gutes gethan zu haben, dort in dem reizenden Wäldchen, an dem schönen Sabbathtage.

In Raleigh, verkaufte ich die Hälfte meiner Sehenswürdigkeiten an einen Mann, den ich hier Henry nennen will. Er mag nunmehr ein besserer Mann seyn als da-

mals, und deshalb verschweige ich auch seinen wahren Namen. Er hielt sich im Verlaufe der vorhergegangenen Woche zu uns, und zwar mit einem Wagen voll fertiger Kleidungsstücke, zum Verkaufe bestimmt; später, wie oben bemerkt, kaufte er die Hälfte meiner Ausstellungsgegenstände.

Zu Camden verließ mich Sandford plötzlich. Ich hatte Negergesänge angekündigt. Niemand in meiner Gesellschaft vermochte Sandford's Stelle auszufüllen; um die Zuhörer jedoch nicht zu verstimmen, färbte ich mich selbst schwarz und zwar über und über, und sang dann die angekündigten Gesänge, namentlich »Zip Coon,« »Sittin up Hairs,« und »die Waschbärenjagd oder der Ritt auf dem Schlagbaum.« — Die Vorliebe der Neger für die Jagd nach den Fellen des Coons und Opossums ist bekannt. — Es war ganz gewiß »das äußerste Mittel,« aber das Publicum setzte voraus, der Sänger sey Sandfort, und zu meinem größten Erstaunen wurde daher mein Sang auch beklatscht, ja ich mußte zwei von den Liedern wiederholen.

Einer meiner Musikanten, ein Schotte, Namens Cochran, wurde in Camden verhaftet. Er hatte nemlich dem Barbier, einem Farbigen, der ihm den Bart abnahm, zur Flucht nach den Freistaaten oder nach Canada gerathen. Alle meine dringendsten Versuche bezüglich seiner Freilassung waren vergeblich. Er blieb über sechs Monate in Haft.

Eines Abends, als ich meine Negerlieder gesungen und eben meinen Rock im Ankleidezimmer abgelegt hatte, hörte ich ein leichtes Geräusch außerhalb des Cannevas meines Zeltes. Ich eilte daher nach der erwähnten Stelle und gewahrte einen Mann, der sich mit meinen Leuten herumzankte; natürlich, daß ich mich auf ihre Seite schlug und ersterem unum-

wunden meine Meinung sagte. Er zog augenblicklich eine Pistole und spannte bedächtig den Hahn mit den Worten:

»Schwarzer Schlingel, darfst Du eine solche Sprache gegen einen weißen Mann führen?«

Ich sah, daß er mich für einen Neger hielt, willens, mir eine Kugel durch das Gehirn zu sagen; schnell wie meine Gedanken aber streckte ich meine Hemdärmel auf und erwiederte:

»Ich bin so weiß, wie Sie sind, Herr.«

Er senkte alsbald erschrocken seine Pistole. Wahrscheinlich hatte er noch nie einen schwarzangestrichenen weißen Mann gesehen; wie dem sey, er bat mich um Vergebung, und ich kehrte in das Ankleidezimmer zurück, mit der vollen Ueberzeugung, daß ich der Gefahr sehr nahe gestanden, mein Leben zu verlieren. Nur meine Geistesgegenwart, die mich noch nie verließ, rettete meine Hirnschale. Bei mehr als einer Gelegenheit im Laufe meines Lebens ward eine geladene Pistole nach meinem Kopfe gerichtet, und jedesmal entkam ich durch kaum weniger als ein Wunder. Ja, ich befand mich zu mancher Zeit der Unfälle in Todesgefahr, und wenn ich nunmehr meine Lebensgeschichte überblicke, und mir diese Vorfälle auf meiner Laufbahn in das Gedächtniß zurückrufe, wenn ich dann finde, daß so Manche, mit denen ich verkehrte, Bewohner der Gräberwelt geworden, ach, dann muß ich demüthig bezeugen, wie tief ich der sichtlichen Gnade Gottes verpflichtet bin! Ich darf ferner beifügen — man betrachte es als einen Abschnitt meiner nachdenklichen Stimmung — daß ich bei der Betrachtung all der Genossenschaft, mit der ich durch lange Jahre in Berührung stand, der Verbindungen, an die ich gefesselt, wie der gewaltigen Versuchung zu üblem Thun und schlechten Gewohnhei-

ten, die meine Pfade kreuzte, daß ich bei dieser Betrachtung gleich erstaunt als dankbar seyn muß, daß ich nicht gänzlich verloren gegangen bin. Ich glaube übrigens bescheiden, daß ich meine Bewahrung vor dem Weh, als Strolch und Landstreicher zu leben und zu sterben, nächst Gott nur dem einfachen Umstand zu danken habe, daß ich nie ein Freund der Trunksucht gewesen. Ich trank zu meiner Zeit allerdings Liqueur, gebrannte Wasser, war auch oft benebelt, enthielt mich aber im Ganzen des Uebergenusses berauschender Getränke, und bin so glücklich sagen zu dürfen, daß ich durch eine lange Reihe vergangener Jahre im vollen Sinne des Wortes ein »Theevertilger,« ein »Theeschlemmer« gewesen. »Thee und nichts weiter!«

Während meiner Abwesenheit vom Hause pflegte ich meiner Familie zweimal in der Woche zu schreiben, erhielt auch fast eben so oft Briefe von meinem Weibe. Sie machte mir während meines Aufenthaltes in Columbia zu wissen, in Connecticut gehe das Gerücht, ich sey in Canada als des Mordes angeklagt verhaftet und in Folge der statthabenden Untersuchung zum Tode verurtheilt worden. Die Geschichte beruhte, wie ich glaube, auf der Thatsache, daß die Gesellschaft eines Circus in Canada in Händel mit einigen Raufbolden gerieth, die sie thätlich angefallen. Es war jedoch gewiß nicht die Truppe Turner's, da ich derselben am 5. December 1836 in Columbia begegnete. Leider war sie im Begriffe sich aufzulösen. Ich kaufte ihm ein Pferd und zwei Frachtwägen ab, und engagirte Joe Pentland und Robert White, sich meiner Gesellschaft anzuschließen. Pentland, nebstbei ein berühmter Clown, ist auch ein trefflicher Bauchredner, Seiltänzer, Komiker und Taschenspieler. White war ein Negersänger. So ward ich meines Vortrages von Neger=

liedern enthoben, und meine Schaubude, zur Hälfte Henry's Eigenthum, gestaltete sich sehr anziehend. Ich nannte sie: Barnum's große wissenschaftliche und musikalische Schaubühne.

Henry war Cassaführer, ich selbst nahm am Eingang die Billeten ab. Also hielt ich es auch zu Augusta, und siehe da, ein Mann wollte an mir vorüberschreiten, der bei meiner Frage nach der Eintrittskarte zu murren begann und sich, um die Ursache befragt, als Sheriff zu erkennen gab. Ich sagte ihm, ich wüßte keinen besonderen Grund, weshalb ein Sheriff nicht eben so gut als irgend ein anderes Menschenkind bezahlen sollte, worauf er erwiederte:

»Sie thäten besser, Mr. Henry hierüber zu befragen.«

Dies machte mich stutzen. Ich ließ ihn eintreten und eilte Henry zu befragen, was es eigentlich gebe? Widerstrebend gestand er mir, der Sheriff habe einen Schuldschein über fünfhundert Dollars von ihm in Händen. Henry verwahrte sechshundert Dollars, der Gesellschaft gehörig, und ich sah, daß eine Vorkehrung getroffen werden müsse, einer Sequestration des Fundus instructus vorzubeugen. Ich begab mich heimlich zu einem Rechtsanwalt, verschaffte mir einen Kaufvertrag über die gesammten Habseligkeiten der Schaubude und kehrte dann in das Theater zurück, wo die Vorstellung noch immer im Gange war. Der Kaufvertrag bedurfte ja noch Henry's Unterschrift. Der Anwalt von Henry's Gläubiger, ja letzterer selbst erwarteten mich. Sie verlangten die Schlüssel zur Stallung, behufs der Pfändung der Pferde und Wägen. Ich verweigerte meine Einwilligung, worauf sie die Drohung laut werden ließen, die Thüren einschlagen und sich mit Gewalt der Habe bemächtigen zu wollen. Ich bat sie um ein paar Augenblicke Geduld, um mich mit Henry berathen zu können. Sie willigten ein. Henry wünschte seinen Gläubiger zu prellen und

unterzeichnete daher alsogleich den Kaufvertrag. Er händigte mir, da ihn der Sheriff vielleicht aufsuchen mochte, neunzig Dollars ein, und zwar mit der Angabe, er habe fünfhundert Dollars an einem sicheren Orte aufbewahrt, wo sie der Mann der Themis nicht finden dürfte. Ich ließ ihn in der Theatercasse zurück, kehrte zu dem Sheriff und dem Gläubiger zurück, und benachrichtigte sie, daß sich Henry weigere, einen Vergleich einzugehen oder die Schuldforderung zu berichtigen.

»Dann geben Sie mir die Schlüssel!« sagte der Sheriff.

Ich verweigerte es, und er drohte aufs Neue, die Thüren der Ställe einzurennen.

»Warum wollen Sie dies thun?« fragte ich.

»Um die Pferde und Wägen in Beschlag zu nehmen,« lautete seine Erwiederung.

»Weshalb wünschen Sie dieselben zu pfänden?«

»Die Schuld sicherzustellen, die Mr. Henry zu tilgen hat! Sein Antheil an dem Eigenthum muß gepfändet werden.«

»Sie haben aber,« sagte ich, »die Pferde und Wägen noch nicht gepfändet.«

»Ich habe es zwar noch nicht gethan,« entgegnete der Sheriff, »aber ich werde es in den nächsten zehn Minuten thun.«

»Nicht so ganz!«

Also sprach ich, indem ich ihm gleichzeitig den Kaufvertrag meines Freundes Jackson O. Brown mit der Bitte einhändigte, denselben lesen zu wollen.

»Nun, Gentleman,« sagte ich, mich an den Sheriff wie an den Gläubiger wendend, »sehen Sie doch, daß ich mich im vollen Besitze all dieser Habe befinde, daß ich der

einzige Eigenthümer bin. Sie gestanden selbst, daß sie dieselbe noch nicht gepfändet, und wenn Sie jetzt mein Eigenthum berühren, so geschieht dies auf Ihre eigene Gefahr.«

Ich erinnere mich nicht, jemals zwei Menschen verblüffter gesehen zu haben, als diese beiden Gentlemen umherblickten, da sie entdeckten, sie seyen das Opfer eines »Yankeestreiches« geworden.

Der Sheriff faßte Henry augenblicklich und brachte ihn in Haft. Es war in der Samstagnacht am 17. December. Ich sprach Henry heimlich Muth zu, denn sey es auch heute zu spät, einen Bürgen noch diese Nacht aufzufinden, so würde ich doch morgen nach ihm sehen.

Am nächsten Morgen hörte ich jedoch aus sicherer Quelle, daß Henry seinem Gläubiger dreizehnhundert Dollars schulde, und daß er eingewilligt habe, ihm am Schlusse der Vorstellung Samstag Abends die Gesellschaftscasse mit fünfhundert Dollars und einen Kaufschein über seinen Antheil an den Pferden, den Wägen und der Schaubude einzuhändigen; als eine Art Entschädigung sollte dafür eines der Pferde »gesattelt und gezäumt« bereit stehen, auf daß sich Henry aus dem Staub machen, mich aber in der Tinte sitzen lassen könne. Glücklicher Weise wurde diese Verschwörung durch den einfachen Umstand — wie in Folge einer kleinen Verhandlung — vereitelt, daß es der Sheriff versuchte, an der Theaterthür als »Freibillet« an mir vorüber zu gleiten.

Bei solchen Umständen konnte ich natürlich nur wenig Sympathie für Henry hegen; mein Verlangen ging einzig dahin, jene fünfhundert Dollars in Sicherheit zu bringen, welche er versteckt hatte. Vivalla bewog ihn, dieselben dem Sheriff vorzuenthalten, ich aber erhielt sie durch Vivalla auf

Henry's Anordnung als ein Mittel, bereits am Montag in der Früh die nöthige Bürgschaft zu erlangen. Ich zahlte dann dem Gläubiger den vollen Betrag aus, den ich von Henry als Preis des halben Antheiles an unserem Unternehmen empfangen, bekam dafür im Tausch die schriftliche Versicherung, daß ich in dieser Hinsicht von meinem ehemaligen Gesellschafter nie mehr durch Ansprüche beunruhigt werden dürfte, ferner auch eine Cession von fünfhundert Dollars von der Forderung des Gläubigers, und also erlösten mich meine »günstigen Sterne« von der schwierigsten Lage meines Lebens.

Mein Tagebuch, aus dem das Vorhergehende und noch manches Andere entnommen worden, enthält noch viele Vorfälle, die ich jedoch mit Stillschweigen übergehe; als Ausnahme gelte jedoch eines meiner Abenteuer, das mir als Helfershelfer Pentland's bei einigen Taschenspielerkünsten aufstieß.

Sein Zaubertisch besaß die gewöhnliche Fallthür, um Gegenstände in die Hände seiner Gehilfen gelangen zu lassen, während er Angesichts der Zuschauer Vorbereitungen zu magischen Verwandlungen zu treffen pflegte. Der Raum unten war peinvoll schmal und eng für einen Mann von meinem Umfange, ich hatte diesen Platz jedoch in Abwesenheit des kleinen Employé bei dieser Art Leistung freiwillig eingenommen, kauerte mich daselbst nach Möglichkeit zusammen, und fand, daß meine Knie im Begriffe standen, intime Bekanntschaft mit meiner Nase zu schließen. Trotz meines herzlichen Wunsches aus dieser Klemme zu entkommen, hielt ich ein lebendiges Eichhörnchen sorglich in der Hand, bereit, ihm eine Uhrkette um den Hals zu winden, und es, wenn nöthig, durch die Fallthür emporzulangen.

Pentland's Vorräthe an Vasen, Bechern und Kugeln nebst andern Behelfen der Taschenspielerei befanden sich auf der Tafel. Zur gelegenen Zeit verlangte er auch nach einer Uhr mit einer goldenen Kette. Ein Zuschauer versah ihn gefällig mit diesem Gegenstand, der auch bald unter eine Vase glitt und dann durch die Fallthür im Tischbrete in meinen Besitz gelangte. Leider benahm ich mich, was meinen Antheil an dem Kunststück betraf, etwas ungeschickt, und wurde dabei von dem Eichhörnchen ein paarmal tüchtig gebissen. Ich kreischte laut auf vor Schmerz, streckte zuerst meinen Nacken, dann meinen Rücken, endlich meine Beine aus, warf den Tisch um, zertrümmerte alles, was da gebrechlich auf demselben lag, und stürmte hinter die Courtine. Das Eichhörnchen machte sich mit der Uhr am Halse aus dem Staube. Pentland verschlug es die Sprache, gab es aber jemals Lärmen und Poltern in dichten Massen von Zuschauern, so ward es in jener Nacht vernommen.

Auf der Fahrt von Columbus, Georgia, nach Montgomery, Alabama, mußten wir achtzig Meilen durch eine schwach bevölkerte Landstrecke, arm an Niederlassungen, zurücklegen, welche Gegend unter dem Namen »Staat der Indianer« bekannt ist. Unsere Regierung scharte um diese Zeit die Indianer und wies ihnen Campirungen, stark bewacht, an verschiedenen Punkten als Wohnstätte an, wo sie die Vorbereitungen zu ihrer Auswanderung nach Arkansas treffen sollten. Die Mehrzahl der Indianer bezog freiwillig diese Cantonirungen und billigte diesen Abzug nach der neuen Heimat; es gab jedoch eine bedeutende Menge feindselig gesinnter Malcontenten, welche nicht herbeiwandern wollten, sondern die Sümpfe nahe an der von Columbus nach Montgomery führenden Straße unsicher machten, und fast täglich

Mord und Raub an den Reisenden begingen, die sich veranlaßt sahen, den »Indianerstaat« zu durchziehen. Viele erachteten es als sehr gefährlich ohne gewaltiges Schirmgeleite diese Straße zu überschreiten. Am Tage vor unserem Aufbruch war die Malepost angehalten und der Wagen nach der Ermordung sämmtlicher Passagiere verbrannt worden; kaum daß es dem Postillon gelang, wie durch ein Wunder zu entwischen. Wir entschlossen uns daher nur mit bedeutendem Zittern das Wagestück zu bestehen. Das Meiste hofften wir von dem Umstande, daß unsere Gesellschaft sehr zahlreich, die Wehrkraft der Indianer aber in kleine Haufen zersplittert war, so daß es sie bei unserm Anblick vielleicht gefährlich hätte bedünken dürfen, einen Angriff waghalsig zu unternehmen. Wir bewaffneten uns zudem sämmtlich mit Gewehren, Pistolen, Bowiemessern u. s. w. und traten unsere Reise an.

Niemand von uns schämte sich des Geständnisses, daß wir uns nur mit Furcht dem Wagestücke unterzogen, Vivalla allein ausgenommen. Es war wahrscheinlich die größte Memme unter uns, prahlte aber wie die Meisten dieser Classe, wenn sie sich hübsch sicher fühlen, warf sich mit gewichtigem Ansehen in die Brust, spottete über unsere Angst, schwur, daß ihn nichts zu erschrecken vermöge, ja, daß er, falls ihm fünfzig Indianer in den Wurf kämen, »wie der Teufel einhauen und sie noch im selben Augenblicke in die Sümpfe zurückschleudern würde.« Der feige kleine Prahlhans ärgerte uns über die Maßen, und wir beschlossen, falls wir mit heiler Haut durchwischten, seinen Muth auf die Probe zu stellen.

Am ersten Tage legten wir dreißig Meilen zurück, ohne auf einen Indianer zu stoßen, und hielten vor Anbruch der Nacht

an dem Hause eines Baumwollpflanzers an, wo wir bis zum Morgen ein sicheres Lager bezogen. Am nächsten Tage gelangten wir in gleicher Sicherheit nach Tuskenga, einem kleinen Dorfe, wo sich die Campirung von etwa fünfzehnhundert Indianern befand, die Frauen und Kinder mit eingerechnet. Am dritten Tage kamen wir nach Mounts-Meys. Auch hier stand ein indianisches Lager, das zweitausendfünfhundert Rothhäute umschloß. Wir hatten jetzt nur mehr vierzehn Meilen nach Montgomery und fühlten uns außer aller Gefahr.

Da wir aber der Herzhaftigkeit Vivalla's einen Streich zu spielen beschlossen, so benachrichtigten wir ihn am nächsten Morgen, daß wir nunmehr die gefährlichste Strecke der Straße zurückzulegen hätten, welche durch wahre Tollköpfe von feindlichen Kriegern unsicher gemacht würde. Vivalla war wie gewöhnlich Eisenfresser jeder Zoll, äußernd: er hoffe inbrünstig, einige dieser kupferfarbigen Schelme zu treffen, wir würden dann sehen, wie er sie auf- und davonlaufen machen würde.

Als wir über sechs Meilen gewandert waren und eben in eine unheimlich aussehende, dicht bewaldete Gegend kamen, lief ein großes fuchsrothes Eichhorn über den Weg und sprang in das anstoßende Gehölze. Vivalla schlug vor, es zu verfolgen. Das war eben, was wir brauchten. Wir winkten daher Einigen, die in das Geheimniß eingeweiht waren, hielten dann still, und Erstere nahmen nun mit Vivalla die Jagd nach dem Eichhorn auf. Während dieser Zeit kroch Pentland in ein altes indianisches Gewand, das wir nebst Moccasins und einem Jagdhemd mit Fransen heimlich zu Mount-Meys gekauft, färbte sein Gesicht mit Zinnober, den wir zu demselben Zweck erhalten, stülpte eine Mütze von

gefärbten Federn auf sein Haupt, nahm eine Muskete auf die Schultern, und folgte dann der Fährte von Vivalla und seiner Begleitung, ganz wie ein wirklicher Indianer blickend, nicht im mindesten anders schauend als die Rothhäute, die wir Tags vorher im Lager gesehen. Als er in ihre Nähe gelangte, schlich er verstohlen heran, und ward auch nicht früher wahrgenommen, als bis er gerade in ihre Mitte sprang, und einen furchtbaren Schlachtruf ausstieß:

»Whoop!«

Vivalla's Begleiter, sämmtlich in den Schwank eingeweiht, flohen augenblicklich in der Richtung nach den Wagen, und auch Vivalla, halb zu Tod erschrocken, entwickelte bei dem Versuche, denselben Weg einzuschlagen, große Behendigkeit seiner Beine, aber der verkleidete Indianer bewies eben so große Parteilichkeit als Bosheit, indem er allen Andern zu entwischen gestattete, und seine ganze Aufmerksamkeit einzig dem »Zielen« nach dem Italiener widmete. Der arme kleine Bursche brüllte wie ein Wilder, als er die Muskete des Indianers nach sich gerichtet sah, und erkannte, daß es kein anderes Mittel zur Flucht gebe, als in entgegengesetzter Richtung von der Stelle, wo wir seiner warteten, hinwegzueilen. Er lief wie ein Hirsch, sprang mit bewundernswerther Hurtigkeit über umgestürzte Bäume und Strünke, wagte jedoch keinen Blick nach rückwärts zu werfen. Pentland, einer der flinkesten Läufer, ließ dem Italiener einen Vorsprung von mehr als vier Ruthen, während er ihn mit dem Gewehr in der Hand verfolgte und bei jedem zweiten Schritt einen furchtbaren indianischen Schlachtruf ausstieß. Der Wettlauf währte nahe an eine Meile, bis der Signore endlich, gänzlich außer Athem, zudem gewahrend, daß sein rothhäutiger Gegner ihn fast erreicht, stillstand, in die Knie sank und um

sein Leben bettelte. Der Indianer stellte sich, als ob er nicht Englisch verstünde, und erhob das Gewehr gegen Vivalla's Haupt; der arme Junge aber wand sich und schrie wie ein Panther und gab mit Hilfe pantomimischer Geberden dem Indianer zu verstehen, daß er einzig nur um sein Leben frage, und daß im Falle der Schonung alle seine Habe dem Feinde zu Diensten stehe. Der Wilde schien sich erweichen zu lassen, er verstand auch die Zeichen, welche der Italiener zu machen wagte. Er faßte seine Muskete bei der Mündung und stieß die Schwanzschraube auf den Boden, indem er gleichzeitig sein zitterndes Opfer bedeutete »sich auszuschälen.«

Gedacht, gethan! Vivalla wendete seine Taschen um, und der Indianer bemächtigte sich seiner Börse, in der sich eilf Dollars befanden. Dies war alles Geld, das er bei sich trug, der Rest lag wohl aufbewahrt in einer Truhe auf unseren Fuhrwerken. Handschuhe, Sacktuch, Messer u. s. w. waren die nächsten Opfer, dargebracht, um den Ingrimm des Wilden zu sänftigen; er blickte jedoch mit Verachtung auf dieselben und deutete dem Italiener, er solle sich von den Knien erheben. Der arme Bursche sprang auf und ließ sich von seinem Besieger wie ein Lamm zur Schlachtbank leiten. Der Wilde führte ihn zu einer großen stattlichen Eiche, und begann die Arme desselben mit Hilfe eines Sacktuches in überaus künstlicher und echt indianischer Manier an den Stamm des Baumes zu binden.

Der rothhäutige Krieger entfernte sich nunmehr, der arme Vivalla blieb zurück, mehr todt als lebendig. Pentland eilte zu uns, warf sein Gewand nebst dem indianischen Wampum oder Muschelgürtel ab, und wusch sich das Antlitz. Nun suchten wir den Italiener auf. Wir fanden den kleinen Jungen an den Baum gebunden, halb todt vor

Schrecken. Seine Freude kannte keine Grenzen, als er uns erblickte. Wir banden seine Hände los, und er sprang, lachte und schnatterte wie ein Affe. Seine Courage kehrte augenblicklich zurück, und er schwur, daß sich nach der Flucht seiner Begleiter noch ein halbes Dutzend Rothhäute mit dem Indianer vereinigten. Leider besaß er selbst kein Gewehr, sonst würde er einen niedergeschossen und den andern Sechsen das Gehirn ausgeblasen haben; unbewaffnet, wie er jedoch war, sey er gezwungen gewesen sich zu ergeben. Wir stellten uns, als ob wir seine Erzählung glaubten, und erlaubten ihm, die nächste Woche über so manche prahlhänsige Wiederholung seines Abenteuers, dann aber entdeckten wir ihm den Schwank. Verdruß und Kränkung spiegelte sich in jeder Miene seines Angesichtes, er ermannte sich jedoch bald und schwur, daß dies Alles nichts weiter als »eine große Lüge« sey.

Pentland bot ihm seine eilf Dollars an, er wollte sie jedoch nicht einmal berühren, sondern schwur vielmehr »wie ein Reitersmann,« dem könne unmöglich so seyn, da ihn ja sieben Indianer seines Geldes beraubten. Wir lachten oftmals herzlich über die Tapferkeit des kleinen Italieners, mußten jedoch zuletzt den Gegenstand gänzlich fallen lassen, denn die mindeste Anspielung stimmte ihn so ärgerlich und mürrisch, daß wir eine Woche hindurch kein ergötzliches Wort aus ihm herausbringen konnten. Doch hörten wir den Signore von dieser Zeit an nie mehr mit seinem Muthe prahlen oder eine Drohung gegen einen wirklichen oder eingebildeten Feind ausstoßen.

Am 28. Hornung 1837 erreichten wir Montgomery, Alabama. Hier stießen wir auf einen Taschenspieler, Namens Henry Hawley. Er war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt,

aber vorzeitig ergraut, so daß er das Ansehen eines ehrwürdigen Gentleman von siebzig Jahren wies. Er kaufte sich zur Hälfte bei meinem Unternehmen ein.

Hawley besaß viel schlagenden Witz, eine geschickte Art, seine Schwänke zu localisiren, und war in diesem Theil des Landes sehr populär, da er viele Jahre daselbst gegaukelt. Ich sah ihn nur einmal in einer Klemme stecken bleiben. Es war bei der Ausführung des Kunststückes, »der Eiersack« genannt. Es geschieht in folgender Weise:

Der Taschenspieler hat einen Sack, darin sich nach seiner Behauptung eine Henne befindet, die so viele Eier legt als ihm beliebig. Er wendet den Sack um. Es ist scheinbar nichts darin, in Wirklichkeit aber gibt es zwischen dem Sack und dem Futter eine kleine Tasche, also abgetheilt, daß sie sechs Eier zu fassen vermag. Nachdem er die Zuschauer überzeugt, daß sich nichts in dem Sack befinde, befiehlt er der Henne zu legen, und zieht ein Ei hervor. Bei diesem Thun zeigt er jedesmal die Innen- wie di Außenseite des Sackes, bis sämmtliche Eier bis auf eins hervorgezogen worden. Dann legt er die Hand auf die Stelle, welche das letzte Ei umhüllt, den Rest des Sackes aber läßt er auf die Erde fallen, und stampft zum Beweise des Mangels an aller Täuschung mit den Füßen darauf herum. Schließlich zieht er das letzte Ei hervor, mit dem Beifügen, daß er so viele Eier haben könne als ihm gefällig.

»Bevor ich jedoch deren noch mehr hervorziehe,« sagt er, »will ich Sie überzeugen, daß es wirkliche Eier sind.«

Bei diesen Worten steht er dem Tische gegenüber. Während er das Ei, das er in der rechten Hand hält, auf einer Tasse zerschlägt, befindet sich der leere Sack in seiner Linken.

Alle Augen sind nach dem Ei gerichtet, zu sehen, ob es ein wirkliches sey oder nicht. Hat der Taschenspieler die Aufmerksamkeit des Publicums also abgelenkt, so läßt er seine linke Hand rückwärts am Tische herabgleiten und hängt den leeren Sack an einen daselbst angebrachten Haken. In demselben Augenblicke nimmt er hinter dem Tische von einem andern Haken einen Sack herab, der jenem frühern mit den Eiern zwar gleicht, aber eine Henne enthält.

»Sie sehen nunmehr,« meint der Gaukler, »daß es wirkliche Eier sind; nun will ich Ihnen auch die Henne zeigen, die sie legte.«

Damit läßt er die Oeffnung des Sackes auf den Boden fallen und schüttelt die Henne heraus, zum großen Erstaunen der Zuschauer.

Bei der Gelegenheit, auf die ich anspielte, erreichten wir den Marktflecken, wo wir eine Vorstellung geben sollten, erst um die zweite Nachmittagsstunde. Wir hatten besagte Vorstellung für drei Uhr angekündigt, und der Ort wimmelte bereits von Landleuten, die da kamen »das Schauspiel zu sehen.« Wir schlugen unser Zelt so rasch wie möglich auf. Hawley deckte seinen Zaubertisch und gab den Sack aus Mangel an Zeit zur Vorbereitung seines Kunststückes mit der Henne einem Negerknaben, der in der Schenke diente, wo wir angehalten, und zwar mit dem Auftrage eine alte Henne zu fangen und in den Sack zu stecken. Der Knabe sollte dafür »das Schauspiel umsonst sehen.« Der Schwarze kehrte bald zurück, übergab Hawley den Sack und trat ein.

Die alte Henne ward wie gewöhnlich an der Rückseite des Tisches aufgehangen, unser Fiedler — wir hatten damals nur einen Musikus — geigte ein Stück, der Vorhang hob sich und Alt-Hawley begann seine Gaukeleien. Er zeigte

zuerst einige Taschenspielereien mit Bechern und Kugeln, verschlang scheinbar ein Pfund Werg, blies Feuer aus dem Munde und zog mehre Ellen verschiedenfärbiger Bänder aus demselben Behälter. Hierauf folgten wundersame Kunststücke mit eisernen Ringen, Ketten und Schlüsseln. Hawley verschluckte vorgeblich eine Uhr, und zog eine undenkbare Menge von Kohl, Rüben und Zwiebeln aus dem Busen eines blühenden jungen Landmannes, der sich freiwillig herbeigelassen, hilfreiche Hand bei der Vorstellung zu bieten.

Hawley begann nun das große Kunststück des Tages, Ei auf Ei wie durch Magie aus dem Sacke hervorzaubernd. Der Applaus der Zuschauer machte die Wände widerhallen. Er fühlte, daß er das Publicum gewonnen, und rief mit triumphirender Aufregung:

»Und nun will ich Ihnen die Henne zeigen, welche alle diese Eier legte!«

Er leerte den Sack aus, Geflügel erschien allerdings, aber o weh, es war ein — Haushahn!

Alle Welt ward bei dieser Erscheinung wie vom Donner gerührt, als aber der alte Hahn, sehr ungehalten über seine Gefangenschaft, längs der Bühne herumstolzirte, seine krausen Federn schüttelte, und wie herausfordernd zu krähen begann, da brach das gesammte Auditorium in einen Sturm von Lachen aus, und Hawley stürzte verwirrt und beschämt in das Ankleidezimmer, verwünschte die Dummheit des schwarzen »Hennen-Fälschers,« und drohte dem Schlingel den Kopf einzuschlagen, leider mit der gleichzeitigen Erklärung, er wolle der Curtine nie mehr gegenüber erscheinen. Er that es auch nicht. Das Blatt hätte sich vielleicht noch günstig wenden lassen, und er würde dies neunmal unter zehnmal gethan haben, aber die Geschichte war so gänzlich

unerwartet vor sich gegangen, und die Zuschauer überkam ein so schöner Wetteifer in Heiterkeit und Jubel, ehe er sich zur Selbstbeherrschung ermannen konnte, daß er sich buchstäblich gezwungen fühlte, das Feld zu räumen.

Nach den Vorstellungen in den Landortschaften pflegte Hawley die Schenkstube in dem Dorfe zu besuchen, wo sich alsbald ein Haufen erstaunter und leichtgläubiger Zuhörer um ihn zu sammeln begann, angezogen durch die wunderbaren Erzählungen, die er vorzubringen liebte. Sein graues Haar, sein tiefsinniges Gesicht und seine ernsthafte Manier machte halb wahrscheinliche Geschichten glaubwürdig, rein Unmögliches wurde deshalb freilich nicht ohne gelegenheitliche Zeichen des Erstickens stillschweigend hinabgewürgt, und nur wenn die Laune Münchhausen's bei ihm zu übersprudeln begann, schien hie und da ein Zuschauer auf seine ehrwürdige Gegenwart zu vergessen, laut ausrufend:

»Donnerwetter, das ist eine Lüge!«

Hawley lachte dann herzlich und erwiederte:

»Es ist so wahr wie Alles, was ich Euch noch erzählt habe!«

Er besaß eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie, und seine Erfindungsgabe kannte weder Maß noch Ziel. Hätte er zur Zeit der Märchen der arabischen Nächte gelebt, er wäre berühmt geworden, wie ein paar seiner Schenkstuben-Erzählungen nach meiner Ansicht am besten beweisen dürften.

»Gentlemen,« sprach er, »Ihr habt zweifelsohne bereits sagen hören, Wahrheit sey seltsamer als Dichtung. Es gab nimmer ein wahrhaftigeres Sprichwort. Als Bruce, der große afrikanische Tourist, nach England heimkehrte und berichtete, daß einige schmutzige Negerstämme Rostbraten aus lebendigem Rindvieh zu schneiden pflegten, ward er ein Lüg-

ner gescholten. Catlin erzählt uns, daß ein Indianer, der einen unserer Seehäfen besuchte, bei seiner Rückkehr von seinem eigenen Stamme erschlagen wurde. Wahrheit war sein einziges Verbrechen. Sein Bericht über unsere Schiffe erschien den Seinen als so wenig möglich, daß sie meinten, »unser Bruder lügt,« dann das Ihrige thaten und seinen Scalp nahmen. Ich erwähne diese Thatsachen, weil meine eigenen Erfahrungen seltsamer sind als Alles, was Ihr vielleicht jemals gehört habt. Ohne diese Vorrede würdet Ihr mir nicht glauben.«

»O wir denken nicht daran,« sagten sie, »Ihre Worte zu bezweifeln.«

»Gentlemen,« frug Hawley im Kreise seiner Zuhörer umherblickend, »hat Einer von Euch je die Rocky Mountains besucht?«

Die Antwort lautete verneinend.

»Ich bin oft daselbst gewesen,« fuhr er fort, »und daher mit manchen sonderbaren Begebenheiten betreffs dieser Gegend bekannt. Es gibt dort eine Stelle, welche alle amerikanischen Jäger und Trapper jeden vierten Juli besuchen, um das Fest der »Unabhängigkeit« zu feiern. Mich freut es zu berichten, daß sie vortrefflichen Eispunsch bereiten. Das Eis wird aus einer großen Höhle in der Nachbarschaft bezogen, wo es zu jeder Jahreszeit in großer Menge zu finden. Bei einer dieser Gelegenheiten tranken wir so wacker, daß wir eine ganze Karrenladung Eis verbrauchten. Wir sendeten daher ein paar Irländer um eine neue Ladung aus.

»Sie kehrten in Bälde bekümmert und erschreckt zurück. Sie stießen nemlich bei dem Aushauen des Eises auf ein paar Stiefel, darin wirkliche Beine stacken, und getrauten sich daher nicht weiter vorzugehen. Eine Abtheilung von uns

eilte in die Höhle hinab und half das Eis beseitigen, das vielleicht fünfzig Jahre nicht berührt worden seyn mochte. Es gelang uns einen Mann auszugraben. Die Leiche sah so frisch aus, als sey der Verunglückte noch lebendig. Sie trug ein Gewand aus uralter Zeit, kurze Hosen, Knieschnallen, einen wunderlichen altmodischen Rock und einen Hut mit Krempen. Wir legten den Leichnam auf den Karren und führten ihn nach dem Orte unseres Stelldicheins. Er sah so frisch, ja fast wie lebend, so daß einige alte Trapper darauf beharrten, der Mann befinde sich einzig in schlafendem Zustande und könne durch geeignete Mittel zum Bewußtseyn erweckt werden. Mir schien dies lächerlich. Man brachte jedoch einen großen Kessel voll heißen Wassers, in welchen der Körper gelegt wurde, nachdem man die Kleider beseitigt. Dann begann man dem Fremden heißen Branntwein in den Mund zu gießen.

»Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich den Mann nach Verlauf von zwanzig Minuten die Augen öffnen, als ich die Muskeln seines Gesichtes erschlaffen sah. Man hüllte ihn in baumwollene Decken und begann ihn weidlich zu reiben. In der nächsten Viertelstunde fing er zu sprechen an, und in sehr kurzer Zeit kam er zu vollem Bewußtseyn. Wir kleideten ihn an, er nahm an unseren Tafelfreuden Theil und schien eine Stunde so heiter gestimmt als die gesammte übrige Gesellschaft. Dann aber sprang er auf, dankte uns für unsere Courtoisie und meinte, er müsse jetzt seine Reise fortsetzen, weshalb er auch nach seinem Pferde fragte.

»Was für ein Pferd?«

»Das Pferd, das ich die letzte Nacht geritten!«

»Niemand wußte zu antworten.

»Gentlemen, halten Sie mich nicht auf, ich bitte

Sie,« rief er aus, »mein Geschäft ist von äußerster Wichtigkeit. Verschaffen Sie mir ein Pferd, ich will es gut bezahlen. Sie sehen, daß ich Geld habe.«

»Bei diesen Worten zog er einen Beutel oder eine Börse hervor, gefüllt mit Guineen, geprägt während der Regierung Georg des Dritten. Etwas Mystisches lag in der ganzen Geschichte, das wir nicht zu enträthseln vermochten. Unsere Neugierde war so groß als die Ungeduld des Fremden.

»Es sey,« sagten wir, »falls Sie uns sagen, wohin Sie gehen.«

»Ich will es sagen, falls Sie versprechen, mich nicht zurückzuhalten.«

»Wir versprachen es.

»Ich bin auf dem Weg zum Heere, mit Depeschen der Regierung.«

»Wie,« frugen wir, erstaunt über die fremdartige Bekleidung des Unbekannten, »Sie gehen also nach Florida?«

»Nein, nach N . . .«

»Ei, Freund, dort steht kein Heer! Und was veranlaßt Sie einen so wunderlichen altmodischen Rock zu tragen?«

»Bei diesen Worten schien er zum ersten Mal unser Costüme zu betrachten, und blickte nicht weniger erstaunt, als wir es in Wahrheit waren.

»Wer und was sind Sie?« riefen wir.

Unsere Neugierde ließ sich nicht mehr bezähmen.

»Ich bin in Ihrer Gewalt,« sagte er, »doch verachte ich jede Doppelzüngigkeit. Verfahren Sie mit mir, wie Sie wollen. Ich bin ein Offizier König Georgs, und stolz ihm zu dienen.«

»Um eine lange Geschichte kurz zu erzählen, sage ich Ihnen schlechtweg, daß der Offizier, wie wir später von sei-

nen eigenen Lippen vernahmen, während des Revolutions-krieges mit einer Sendung zu ein paar Indianerstämmen betraut wurde, und auf dem Rückweg zu dem Heere begriffen war, als er sich in jener Höhle schlafen legen wollte. Es war stockfinster, er fiel und verlor den Gebrauch seiner Sinne, kam auch erst zum Bewußtseyn, als wir ihn erweckten.«

Diese Geschichte erregte ungeheure Sensation. Die Zuhörer betrachteten Alt-Hawley wie sein Gesicht, das, wie sie gewahrten, so ernst wie ein Richter sah, warfen einen Blick auf seine grauen Haare, und würgten dann den Reitersmann mit Haut und Haar sammt den Stiefeln hinunter. Noch kühner gestimmt durch seinen Erfolg, begann Hawley zu berichten, daß es in demselben Landstrich einen Flächenraum von zwanzig Meilen gebe, wo die Luft so rein sey, daß man daselbst niemals, außer in Folge eines Zufalls, zu sterben pflege.

»Niemals zu sterben pflege?« riefen einige Zuhörer voll Erstaunen.

»Nein, Gentlemen, es ist ganz unmöglich. Die seltene Reinheit der Luft pflegt dem vorzubeugen. Werden Leute zu alt, also rein nutzlos, dann weist man sie zu Zeiten aus, und einmal jenseits des bezauberten Umkreises sind sie auch verloren.«

»Ist das wirklich möglich?« frug einer der Zuhörer in gelindem Zweifel.

»Eine Thatsache, bei meiner Ehre!« nahm Alt-Hawley das Gespräch auf, »einige Jahre vorher haben auch wirklich ein paar philantropische Gentlemen ein Museum an jenem Orte errichtet, wo allzubetagte, also nutzlos gewordene Leute in Säcke gesteckt, mit einer Nummer versehen, einregistrirt und dann aufgehängt werden. Wünschen ihre Freunde in

späterer Zeit mit ihnen zu plaudern, so wird gegen ein Trinkgeld von fünfzig Cents der alte Cumpan herabgelangt, in einen Kessel mit lauem Wasser gelegt, und bald in den Stand gesetzt, ein selbstständiges Gespräch zu führen, worauf man ihn herausnimmt, abtrocknet und abermals aufhängt.

»Das scheint unglaublich!« bemerkte einer der Burschen.

»So scheint es allerdings,« versetzte Hawley, »aber es ist demungeachtet wahr.«

»Ei, Gentlemen,« fuhr er fort, »bei einer Gelegenheit ging ich selbst in das Museum, und frug, ob sich nicht hier ein Subject befinde, das den Namen Samuel Hawley führe. Ich hatte nemlich einen Oheim dieses Namens, der sich vor dreißig Jahren nach den Rocky-Mountains begab. Wir hatten lange Zeit nichts von ihm gehört. Ein Schreiber suchte im Register nach und antwortete mir, daß Samuel Hawley in dem Sack Nummer 367 stecke und sich seit neunzehn Jahren darin befinde. Der Inhalt dieses seltsamen Sackes wurde in warmes Wasser gelegt, und in kurzer Zeit begann ich meinem Oheim mitzutheilen, wer ich sey. Er schien erfreut mich zu sehen, obgleich ich noch ein Kind gewesen, als er den Theil des Landes verließ, den wir bewohnten. Er frug nach meinem Vater wie nach anderen Freunden. Seine Stimme war sehr schwach, und nach einer Unterredung von zwanzig Minuten äußerte er sich, der Athem gehe ihm aus, und wenn ich nichts mehr zu sagen hätte, so wünsche er wieder aufgehangen zu werden. Ich bemerkte, er habe, wie ich glaube, ehemals ein großes Gewehr besessen, und frug ihn daher, wo es sich befinden möge. Er theilte mir mit, es liege an dem Kreuzbalken in der Dachstube meines Vaters, auch wolle er es mir gern verehren. Ich dankte ihm, und

bot ihm guten Tag, worauf ihn der Aufseher im Museum aufhob und auch bald in seine eigenthümliche Behausung zurückbrachte. Kommt einer von Ihnen, Gentlemen, jemals diesen Weg, so mag er, wie ich hoffe, nach meinem alten Oheim fragen und ihm meine Grüße ausrichten. Seine Nummer ist 367, bitte sich dessen zu erinnern.«

Einige Zuhörer schrieben die Nummer auf ihre Karte und steckten sie in ihr Taschenbuch.

»Haben Sie das Gewehr gefunden?« frug einer der Lauscher, der die Museumgeschichte hinabgewürgt, ohne einen Schluck zu thun.

»Ja, in der That, ich fand es an der Stelle, die Oheim Samuel bezeichnete. Es war ein fabelhaft langes Gewehr. Man bedurfte ein Pfund Schießpulver und ein Pfund Blei, um es gehörig zu laden. In derselben Jahreszeit kehrte ich in das Haus meines Vaters zurück, das im westlichen Theil des Staates New-York gelegen. Er hatte ein großes Feld mit Haidekorn besäet, und die Wildtauben besuchten es jeden Morgen gegen Sonnenaufgang in so ungeheuren Schaaren, daß ich fürchtete, sie würden es noch gänzlich verheeren. Ich und mein Bruder wachten der Reihe nach während dieser wundersamen paar Tagesstunden. Eines Morgens nahm ich das große Gewehr mit. Ich kam eine Stunde zu früh auf das Feld, lud daher mein Gewehr und legte es auf den Zaun auf, die Mündung nach dem Felde richtend, spannte auch den Hahn, auf daß alles zum Schusse bereit sey. Dann setzte ich mich auf einen Baumstumpf und erwartete das Einfallen der Wildtauben. Der Zufall wollte, daß ich einschlief, und als ich erwachte, stand die Sonne seit einer halben Stunde am Horizonte. Ich blickte nach unserem Grundstücke, und sah, daß der Boden buchstäblich mit

Wildtauben bedeckt sey. Gentlemen, ich versichere Sie, Sie haben keinen Begriff von der Menge Geflügel, das unser Haidekorn verschlang! Ich sprang auf, warf einen Stock in das Feld, um die Tauben aufzujagen, eilte zu meinem Gewehr und schickte mich an, im geeigneten Augenblicke Feuer zu geben. Der gesammte Haufen Wildtauben flog gleichzeitig auf, ihr Schatten lag nächtig dunkel auf den Halmen. Ich drückte an dem Stecher des langen Gewehres, ein donnernder Knall folgte. Unglücklicher Weise schoß ich eine halbe Secunde zu spät. Das Geflügel hatte sich bereits über die Schußweite meiner Muskete erhoben, und ich tödtete nicht eine der Wildtauben, schoß ihnen jedoch vier und einen halben Scheffel Füße und Beine wurz ab.«

»Donnerwetter, das ist eine Lüge!«

Also rief einer der Lauscher und die Uebrigen stimmten ihm bei.

»Es ist eben so wahr als Alles was ich Ihnen noch heute Nacht erzählte,« schrie Hawley mit herzlichem Lachen, in das die Gesellschaft einstimmte.

Hawley erlangte eine solche Gewandtheit in der Erzählung seiner erdichteten Abenteuer, daß es schwer hielt, die Wahrheit herauszufinden. Ich wußte nicht eine Stelle in irgend einem Theil der Welt zu nennen, die er nicht besucht haben wollte.

»Hawley,« sagte ich eines Tages zu ihm, »ich denke, ich weiß Ihnen eine Stelle zu nennen, die Sie niemals betraten.«

»Sehr möglich,« versetzte er, »aber wo liegt sie?«

»Sie sind nie in einem Luftballon aufgestiegen,« sagte ich.

»Da sind Sie in einem großen Irrthum befangen,« erwiederte er, »denn ich stieg Anno 1832 dreimal mit Wise in der Stadt Louisville auf. Eine war wohl die höchste Himmelsfahrt, die ich jemals gemacht.«

Es war unnütz mit ihm zu streiten, ich hegte jedoch die Ueberzeugung, es sey auch nicht ein wahres Wort an dieser Geschichte.

Unsere Gesellschaft gaukelte in zahlreichen Ortschaften von Alabama, Kentucky und Tenessee. Ihre Auflösung fand im Mai 1837 zu Nashville statt. Vivalla brach auf eigene Rechnung auf, gastirte einige Monate in New-York, und segelte, als er dort in der Gunst zu sinken begann, nach Cuba, wo er, wie ich damals hörte, im folgenden Jahre starb. In einer späteren Periode meiner Geschichte taucht der kleine Geselle jedoch wieder auf.

Hawley blieb in Tenessee zur Aufsicht über unsere Pferde zurück, die man »auf die Weide getrieben,« und ich kehrte »heim, o süßes heim,« um ein paar Wochen mit meiner Familie zuzubringen. Anfangs Juli kehrte ich mit einer neuen Gesellschaft Kunstjünger nach dem Westen zurück, vereinigte mich wieder mit Hawley und begann unsere Vorstellungen in Kentucky. Wir hatten uns keines Erfolges zu erfreuen. Einer unserer wenigen »Employés« war ungenügend, ein Anderer unmäßig, Beide wurden entlassen. Unser Negersänger ertrank in dem Flusse bei Frankfort. Unsere Habe schmolz. Ich war gezwungen, ein Pferd in diesem, einen Wagen in jenem Marktflecken, und meine Uhr in einem andern als Sicherstellung für Wirthshausrechnungen zurückzulassen. Wurden diese Gegenstände auch später bei besserem Erfolge wieder eingelöset, so fühlte ich doch durch einige Wochen, daß die Sterne nicht günstig stünden.

Im August trennte ich mich von Hawley und schloß einen neuen Gesellschaftsvertrag mit Z. Gravet. Dieser blieb mit der Sorge für das Unternehmen betraut, ich aber zog nach Ohio, um Pentland aufzusuchen und auf's neue zu engagiren. Ich traf ihn zu Tiffin.

Ich war fremd an dem Ort, aber religiöse Zwiesprache im Hôtel führte mich bei einigen Gentlemen ein, welche mich aneiferten, Vorträge über gewisse von uns besprochene Gegenstände zu halten. Ich willigte ein, und das Schulhaus des Fleckens war am Nachmittag und Abend des Sabbathtages von einer aufmerksamen Versammlung gefüllt. Ein Gentleman von Republik drängte mich, auch an diesem Orte eine Vorlesung zu veranstalten, was auch an den Abenden des 4. und 5. September geschah.

Nach erfolgtem Engagement Pentland's, wie einiger Musikanten kaufte ich die Pferde und Wägen des Ersteren, worauf wir nach Kentucky aufbrachen. Dreißig Meilen von Cincinnati stießen wir auf einige Leute, die eine große Heerde Schweine trieben. Einer der Sauhirten erlaubte sich eine flegelhafte Bemerkung, als einer meiner Fuhrleute mit seinem Wagen nicht rasch genug anhielt, und so die Schweine ein wenig auseinanderscheuchte. Ich antwortete sehr barsch und verglich den Mann mit seinen Vierfüßlern. Er saß ab, näherte sich mir, zog und spannte eine Pistole, und schwur, indem er dieselbe nach meiner Brust richtete, er werde mich alsogleich niederschießen, falls ich keine Entschuldigung vorbrächte. Ich bat um ein paar Minuten Ueberlegung, mit den Worten, das Mißverständniß könne auf befriedigende Weise beseitigt werden, falls er mir erlaube, einen Freund in dem andern Wagen zu Rathe zu ziehen. Er willigte ein. Dieser Freund war aber ein doppelläufiges Gewehr, geladen, ge-

spannt und aufgesetzt. Ich faßte es, näherte mich dem Schweinehirten wie seinen zur Seite haltenden berittenen Gehilfen und spach dann:

»Nun, Herr, müssen Sie sich entschuldigen, denn Ihr Gehirn ist in Gefahr! Sie griffen zu den Waffen wegen einer unbedeutenden Bemerkung von mir, scheinen also ein Menschenleben zu geringem Preise anzuschlagen; jetzt aber, Herr, haben Sie die Wahl zwischen einer Kugelladung und einer Entschuldigung.«

Er bat mich augenblicklich um Vergebung, und wir begannen von verschiedenen Dingen zu sprechen, gestanden uns auch, daß bereits so manches Menschenleben im Jähzorn als Opfer fiel, einzig, weil eine der beiden Parteien tödtliche Waffen bei sich führte.

Die vorzüglichsten Orte, wo unsere Gesellschaft auf dieser westlichen und südlichen Kunstfahrt Vorstellungen gab, waren Nashville, wo wir General Jackson zu Hermitages besuchten, Huntsville, Tuscaloosa und Vicksburg. Natürlich, daß wir auf dem Wege auch an zahllosen Zwischenstationen die schuldige Ehrfurcht nicht außer Acht ließen. Der Erfolg war überaus verschieden, im Ganzen machten wir jedoch bemerkenswerth gute Geschäfte.

Zu Natchez verkauften wir alle unsere Landfuhrwerke mit Ausnahme von vier Pferden und dem »Gesellschaftswagen,« kauften das Dampfboot »Ceres« für sechstausend Dollars, mietheten den Capitän und die Bemannung, und fuhren nunmehr den Fluß hinab, wobei wir an verschiedenen Punkten landeten, um unsere »Ränzlein voll Unterhaltung« zu öffnen.

In Natchez verließ mich unser Koch, ich suchte vergebens nach einem Ersatzmann. Ich wendete mich an eine Witwe,

eine Weiße, die, wie ich in Erfahrung brachte, diesem Wunsche zu entsprechen vermochte. Sie ging nicht ein, weil sie in Kürze einen jungen Maler zu heirathen hoffte. Wir brauchten einen Koch, der Fall war verzweifelt; ich sah mich nach dem Liebhaber um, erwähnte des Sachverhaltes, erzählte die Geschichte, und frug ihn, ob er die Witwe zu heirathen gedenke. Er hatte sich noch nicht entschieden.

»Können Sie,« sagte ich, »sich rasch entschließen und aus dem Stegreif heirathen?«

Gewiß nicht. Er wußte nicht ob sie ihn, und sie wußte nicht ob er sie haben wolle.

Dies war vernünftig, aber unsere Lage war verzweifelt.

»Wenn Sie die Witwe morgen in der Frühe heirathen, so miethe ich letztere mit fünfundzwanzig Dollars monatlich als Köchin und Sie, Herr, mit derselben Gage als Maler — freie Kost für Beide — und ein Guthaben von fünfzig Dollars, zahlbar nach Sicht.«

Am nächsten Morgen gab es auch richtig eine Trauung am Bord des Dampfbootes. Die Braut legte ihr weißes Gewand ab, und um die Mittagsstunde genossen wir ein treffliches Mahl.

Zu St. Francisville, Louisiana, kam es zu einer beunruhigenden aber doch etwas drolligen Scene. Während der Abendvorstellung versuchte ein Mann am Eingang in das Zelt an mir vorüberzuschreiten, da er das Eintrittsgeld angeblich bereits erlegt haben wollte. Er war leicht benebelt, und zielte auf meine Weigerung mit der Kugel seiner Fangschnur nach mir. Der Streich zerdrückte meinen Hut und streifte die Kopferhöhung, wohin die Phrenologen »das Organ der Vorsicht« verlegen. Natürlich hing diese Geschichte auch mit dem zusammen, was nun erfolgte.

Der Abgewiesene zog sich zurück, kehrte aber in wenigen

Minuten mit einer furchtbaren Rotte halbbetrunkener Cameraden zurück, sämmtlich mit Pistolen, Knütteln oder einer andern Waffe versehen. Sie schienen entschlossen alsogleich über mich herzufallen. Ich rief noch dem Mayor und anderen angesehenen Bürgern, welche sich gerade in dem »Theater« befanden, und bat um Schutz vor dem Pöbel. Der Mayor erklärte sich für unvermögend bei einem so ungleichen Stand der Dinge einzuschreiten, doch vermochte seine Vermittlung wenigstens unmittelbare Gewaltthätigkeit zu verhindern.

»Wir lassen Euch unter einer Bedingung,« sagte der Gemäßigtste der Rädelsführer, »abfahren, wir geben Euch eine volle Stunde, um euer Geräthe und Gepäcke, jedoch ohne fremde Beihilfe, zusammenzuraffen. Gelangt an Bord eures Dampfers und stoßt ab! Sputet Euch, Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Seyd Ihr einen Augenblick über diese Stunde am Gestade, dann seht zu!«

Er sah auf seine Uhr, ich blickte nach den Pistolen und Knütteln, und gestehe, daß ein so großes Zelt nie mit größerer Eile abgebrochen wurde. Unsere gesammte Gesellschaft mühte sich bei dieser Arbeit bis auf das Aeußerste. Keinem Einwohner ward gestattet uns »für gute Worte oder Geld« zu helfen, und ein gelegentliches »Sputet Euch« hielt jede Muskel zur Thätigkeit an. Unser Geräthe und Gepäcke ward in Unordnung auf das Verdeck des Fahrzeuges geworfen, der Heizer hatte seinem Kessel Dampf abgewonnen und fünf Minuten vor Ablauf einer Stunde waren wir bereit, die Taue zu kappen und abzufahren.

Die Strolche, die uns aus dem Dorfe verscheuchten, besaßen demungeachtet einen Anstrich von Humor wie Ehrgefühl. Sie ergötzten sich an unserem Eifer, gaben uns bei der

letzten Ladung das Geleite, schwangen ihre Pechfackeln, und nahmen, als der Dampfer in die Strömung stieß, mit einem wilden »Hurrah« von uns Abschied.

Die Zeitungen von Neu=Orleans vom 19. März 1839 verkündeten die Ankunft des Dampfers »Ceres,« Capitän Barnum, mit einer Thespisgesellschaft. Wir gaben nur eine Woche hindurch Vorstellungen und machten uns dann nach dem Attabaza=Land auf den Weg. In Opelouses verkauften wir den Dampfer gegen Zucker und Syrup, die Truppe löste sich auf, und ich selbst brach nach Hause, nach Neu=York auf, wo ich am 4. Juni 1839 anlangte.

Ich war des Lebens eines wandernden Schaubudehalters gänzlich überdrüssig geworden, und obgleich ich fühlte, daß ich auf dieser Laufbahn es weiter bringen könne, so betrachtete ich dieselbe doch nie als das Endziel, sondern als den vermittelnden Uebergang zu etwas Besserem, natürlich zur rechten Zeit. Mein Sinn war nach einer ehrbaren, bleibenden Beschäftigung gerichtet. Ich suchte deshalb in den Zeitungen nach einem Gesellschafter, und zwar mit dem Beifügen, daß ich außer unermüdlicher persönlicher Aufmerksamkeit zweitausendfünfhundert Dollars einzulegen vermöge. Ich erhielt dreiundneunzig Vorschläge, und was für Vorschläge! Wer immer um den geringen Werth von ein paar Dollars zu erfahren wünscht, wie Menschen leben oder zu leben hoffen, der möge diese Summe für das »ein Gesellschafter wird gesucht« in den Zeitungen verausgaben, gleichzeitig aber auch ankündigen, daß vier= oder fünftausend Dollars zu verschleudern seyen.

Wohl ein Drittel der Briefe an mich rührten von Schenkwirthen und Bierhäusern her. Ich bekam Gesuche von Mäklern, Lotterie=Ausspielern, Pfandverleihern, zahllosen

Erfindern, patentirten Heilkünstlern u. s. w. Viele Correspondenten nahmen Anstand ihr Gewerbe namhaft zu machen, versprachen jedoch, meinen Blicken in vertraulicher Zusammenkunft Minen von Gold zu erschließen. Ich kam auch mit mehren dieser geheimnißvoll thuenden Leute zusammen, und einer derselben gab sich nach langem Zögern und wiederholtem Gelöbniß der Verschwiegenheit geradezu »als Fälscher« zu erkennen, und zwar mit dem Vorschlage, ich sollte mich mit ihm zu diesem Gewerbe vereinigen. Er zeigte mir falsche Münzen und Banknoten, und meinte, es würde mein Tod seyn, falls ich ihn bloßstelle; wolle ich mich ihm jedoch anschließen, so harre mein eine reiche und sichere Ernte. Er bedurfte meiner zweitausendfünfhundert Dollars zum Ankauf von Papier und Tinte wie zur Anschaffung neuer Stempel.

Ein stiller, wie ein Farmer aussehender Mann in der Tracht eines Quäkers bot sich mir gleichfalls an. Er wünschte mich bei einer Haferspeculation als Compagnon zu gewinnen, und gestand mir, er sey eigentlich ein bankerotter Kaufmann, denke aber in der Verkleidung als Quäker nach dem Ankauf von Pferden und Fuhrwerken einen gewinnreichen Handel mit Hafer anzufangen, und zwar durch den Einkauf en gros und den Verkauf in einzelnen Säcken, zu welchem letztern Behuf die Fuhrwerke ihren Stand in der Nachbarschaft von Bowery, Nummer 21, einnehmen sollten. Fuhrleute und Domestiken, sagte er, würden im Allgemeinen sorgloser verkaufen und es mit dem Nachmessen nicht so genau nehmen, falls sie mit einem Farmer aus der Quäkersecte zu handeln glaubten.

»Denkt Ihr,« sagte ich, »bei dem Einmessen eures Getreides zu bevortheilen?«

»Ich würde es schon ausreichen machen,« sagte er, die

Augen also verdrehend, daß ich die Ueberzeugung gewann, wie es noch bessere Leute in dem Staatsgefängnisse gebe.

Ein Wollhändler aus der Pearl=Street besuchte mich ebenfalls. Ich erfuhr, daß er einen Monat später Crida machte. Ein Mann besaß ein Perpetuum mobile, das unser Glück machen würde. Unglücklicher Weise entdeckte ich bei der Untersuchung desselben ein Wasserspringwerk, das heimlich in einem der hohlen Pfosten angebracht und so geschickt mit dem Perpetuum mobile, in Verbindung gesetzt war, daß es dasselbe in so lange in Bewegung erhielt, bis es selbst gänzlich abgelaufen.

Ich trat endlich mit einem Deutschen, Namens Proler, in Verbindung, der mir Empfehlungen von einem Alderman der Stadt überbrachte. Letzterer versicherte mich auch bei einer persönlichen Zusammenkunft, Proler sey ein Mann von Ehre. Er war ein Erzeuger von Schwärze, wasserdichtem Lederlack, Kölnerwasser und Bärenschmiere. Wir nahmen das Magazin Nr. 101½ in Bowery gegen eine Miethe von sechshundert Dollars jährlich — die Wohnung mit eingerechnet — und eröffneten eine große Fabrik in den obengenannten Artikeln. Proler erzeugte und verkaufte die Waare im Großen zu Boston, Charlestown, Cleveland wie an verschiedenen andern Orten des Landes; ich führte die Bücher, und überwachte den Verkauf en gros wie en détail im Magazine.

Einige Monate hindurch schien sich das Geschäft gewinnreich zu gestalten als jedoch mein Capital erschöpft war, und unsere Wechsel für nachträgliche Barschaft fällig wurden, während unsere Waaren gegen lange Sicht verkauft worden, begann ich die Schönheiten »des Creditsystemes« einzusehen; ja ich fühlte sie sogar, brachte ich doch so manche Nacht schlaf=

los zu, gefoltert von dem Gedanken an den Wechsel in der Bank, der morgen berichtigt werden sollte.

Proler war ein anständig aussehender Mann von einnehmenden Manieren, bewies sich jedoch als ein Betrüger »vom reinsten Wasser.« Die Einzelnheiten dieser Entdeckung würden wenig Interesse für die Leser bieten. Unsere Verbindung ward im Januar 1840 aufgelöst, und Proler kaufte die gesammte Habe für zweitausendsechshundert Dollars, natürlich nach »dem Creditsystem«, an sich. Bevor jedoch sein Wechsel fällig geworden, segelte er mit »Sack und Pack« nach Rotterdam, und prellte mich so um all mein Eigenthum. Alles was mir blieb, waren nachstehende Recepte, die ich hiermit der Lesewelt unentgeltlich vorlege:

1. Kölnerwasser. Gieße in sechs Gallonen — eine Gallone hält vier Maß — zu vier Unzen Lavendel-Thymian-Nelken-Salpeter-Bergamotten- und Citronenöl; schüttle es dreimal des Tages durcheinander, und lasse es vierundzwanzig Stunden stehen. Dann füge noch anderthalb Gallonen reinen Spiritus, festgesetzter Probe, bei, rühre es gut durcheinander, lasse es vier Stunden stehen und seihe es endlich durch rothes Löschpapier durch.

N.B. Da die Amerikaner für ausländische Erzeugnisse überaus eingenommen, so dürfte sich die Nachfrage steigern, falls Du es als »deutsches Kölnerwasser« ankündigst, und zu diesem Behufe deutsche Aufschriften für deine Flaschen und Tiegel nachdrucken läßt.

2. Bärenschmiere (ohne Beihilfe des Bären erzeugt), Nimm drei Pfund Schweinfett und anderthalb Pfund Hammelunschlitt, mische es wohl, gieße dann in ein anderes Gefäß je zwei Unzen Nelken- und Bergamottenöl, und je eine Unze Lavendel-Thymian- und Rosmarinöl. Gieße

all dies Oel in das geschmolzene Fett und rühre es gut durcheinander.

P.S. Das ist das wahre »echte Bärenfett,« das den kahlsten Kopf mit schönen, glänzenden, krausen Haaren so schnell zu bedecken vermag, als irgend eine bisher entdeckte Haarwuchspomade. — N.B. Die Leichtgläubigkeit deiner Kundschaften noch zu steigern, stelle dem Waarenlager gegenüber einen lebenden Bären aus mit der Ueberschrift: »Wird nächstens geschlachtet.« Dasselbe Thier wird auch morgen dieselben Dienste leisten. Bei Gelegenheit setze auch über deine Ankündigung die Worte: »Gestern wurden zwei Bären mehr getödtet.«

3. Schwärze (hat bei der zu Niblo's 1838 veranstalteten großen Ausstellung des amerikanischen Institutes den Preis erhalten). Gieße in einen Kübel sechs Gallonen Syrup und drei Nößel Wallrath, mische es durcheinander, menge auch fünfundzwanzig Pfund gebranntes Elfenbein unter stetem Umrühren bei. Nach zwanzig Pfund Beimengung gieße eine Maß Essig auf; sind auch die übrigen fünf Pfund gebranntes Elfenbein beigemengt, dann schütte noch vierthalb Nößel Essig nach. Sorgfältige Mischung thut Noth. Nun gieße eine Maß Acidum muriaticum — Salzsäure — hinzu, und achte auch hier auf emsige Mischung. Schließlich füge eine Maß Vitriolöl bei. Lasse es eine halbe Stunde gut umrühren, und deine Schwärze ist fertig. Nimm Dich in Acht, ja etwa nicht im Sonnenschein Hand an das Werk zu legen.

4. Wasserdichter Firniß. Zehn Pfund Talg und fünf Pfund Speck. Setze es in einem eisernen Topfe an langsames Feuer. Lasse in einem andern Topf dritthalb Pfund Wachs, in kleine Stücke zerschnitten, allmälig zergehen. Gieße dies

in den großen Topf, mische und rühre es gut um. Ist dies geschehen, dann nimm den Topf vom Feuer weg, und gieße dritthalb Pfund Olivenöl und eine Maß und eine halbe Pinte Terpentingeist hinein. Füge noch zehn oder zwölf Pfund gebranntes Elfenbein bei, und laß es durch deinen Lehrjungen wenigstens eine halbe Stunde lang fortwährend umrühren. Dann stelle es bei Seite, bis es erkaltet, und fülle damit deine Tiegel. Trage jedoch Sorge, sie nicht auf einer Stelle zu füllen, worauf die Sonne scheint.

Während meiner Geschäftsverbindung mit Proler, es war im Frühling 1839, wurde ich mit einem Jungen, Namens John Diamond, bekannt, der wahrlich als Genie im Gebiete der Tanzkunst gelten konnte. Ich schloß mit seinem Vater einen Contract, stellte ihn unter die Obhut eines Agenten, richtete die Aufmerksamkeit des Publicums auf seine ungewöhnlichen Leistungen — mein Name erschien jedoch nicht bei diesen Verhandlungen — und siehe da, er ward mit Recht als der beste Negertänzer und Vertreter der äthiopischen »Podiumzertrümmerer« im ganzen Lande berühmt. Er war in der That das Prototyp all der zahllosen Fußkünstler dieser Art, welche das Publicum durch so manche Jahre überraschten und ergötzten.

Im Frühling 1840 miethete ich von Mr. Bradford Jones den großen Saal im Vauxhall-Garten in New-York und eröffnete ihn mit einer Menge Sehenswürdigkeiten, Gesang und Tanz, Yankeegeschichten und so weiter mit eingeschlossen. Miß Mary Taylor, die berühmte Schauspielerin und Tänzerin, wagte hier ihren ersten Versuch auf der Bühne.

Mein Unternehmen in Vauxhall entsprach jedoch keineswegs meinen Erwartungen und veranlaßte mich, dies Etablissement bereits im August aufzugeben. Es frug sich nun, was

ich zunächst beginnen sollte? Niemand außer mir mag wissen, wie ernsthaft ich gegen den Gedanken kämpfte, auf's Neue das Leben eines wandernden Thespiskärrners zu beginnen; ich hatte jedoch eine Familie zu erhalten, meine Barschaft war gering, und da sich kein besserer Ausweg zeigte, so entschloß ich mich denn, noch einmal die Entbehrungen, Kränkungen und Wechselfälle einer Kunstfahrt im Westen und Süden zu erproben.

Meine Schauspielergesellschaft war nichts weniger als zahlreich und bestand aus Mr. C. D. Jenkins, einem bewundernswerthen Sänger, wie Darsteller von Yankees und anderen excentrischen Charakteren; aus Master Diamond und einem Violinisten. In Troy, Neu-Jersey, fügte ich noch einen verwaisten Landstreicher von vierzehn Jahren, Namens Francis Lynch, hinzu, dessen Talent späterhin das Interesse an unseren Schauspielen um ein Bedeutendes erhöhte. Mein Schwager, Mr. John Hallet, reiste als Agent und Ankündiger voraus.

Unsere Reiseroute ging durch Buffalo, Teroeto in Canada, Detroit, Chichago, Ottawa, Springfield, St. Louis und zahlreiche dazwischen liegende Orte. In letzterer Stadt bestiegen wir einen Dampfer, der geradezu nach Neu-Orleans fuhr; meine Gesellschaft war jedoch durch Desertion auf Master Diamond und den Geiger herabgeschmolzen.

Wir langten am 2. Januar 1841 in Neu-Orleans an. In meiner Börse befanden sich nicht mehr als hundert Dollars. Ich war von New-York mit eben diesem vollen Betrag aufgebrochen, und in vier Monaten voll Sorge und Plage war er mit Ausnahme einiger geringer Geldsendungen an meine Familie einfach in Tageskosten aufgegangen. Nach Ablauf von kaum vierzehn Tagen herrschte in meinen Taschen vollkommene Ebbe. Wir schuldeten zudem unserer guten Wir-

thin, Mrs. Sillies, eine Woche Verköstigung, und ich erhielt daher die Weisung »bezahlen oder ausziehen.« Ich bat um einen kleinen Aufschub, mit der Versicherung, ich würde nach Diamond's Beneficevorstellung wieder bei Casse seyn. Er spielte bereits zu dieser Zeit, aber die Theaterverhältnisse waren damals düster und der Gewinn lag in dunkler Zukunft. Das würdige Weib, das eben keine hohe Meinung von »Komödianten« hegte, verlangte Sicherstellung, ich händigte ihr daher meine Uhr als Pfand ein.

Die Flut begann am 16. zu steigen. In dieser Nacht erhielt ich nahe an fünfhundert Dollars als meine Hälfte von Diamond's Benefice, da Mr. Menager Caldwell vom St. Charles-Theater laut Uebereinkunft die andere Hälfte für sich zurückbehielt. Die Flut fuhr fort zu wachsen, denn ich empfing fünfzig Dollars in der nächsten und vierhundertneunundsiebzig Dollars in der dritten Nacht als meinen Antheil an dem Gewinn eines großen Wetttanzes, ganz in der Weise der Wette gehalten, die Vivalla und Roberts in Philadelphia eingegangen.

Engagements in Vicksbury und Jacksons ergaben kein so günstiges Resultat, dagegen erfreuten wir uns bei der Rückkehr nach Neu-Orleans, wie namentlich später in Mobile, eines glänzenden Erfolges. Wie dem auch sey, Master Diamond machte sich, nachdem er große Summen Geldes von mir erpreßt, plötzlich unsichtbar, und ich wandte am 12. März meine Blicke heimwärts, und zwar auf der Wasserstraße des Mississippi und Ohio.

Diese sieben Monate währende Kunstfahrt war nicht fruchtbar an interessanten Begebenheiten, im Gegentheil sehr arm daran, und ich habe hier daher nicht mehr zu thun, als

die Route aufzuzeichnen, will jedoch ein paar Zeilen anderweitiger Erinnerungen beifügen.

Bei unserer Ankunft in Neu-Orleans schloß der mit Recht gefeierte irländische Schauspieler Tyrone Power eben ein Engagement mit Director Caldwell vom St. Charlestheater ab. Ich fühlte mich sehr glücklich, seine Bekanntschaft zu machen. Er war ein Mann von ungemein genialem Geiste. Als er mir am 8. Januar 1841 Lebewohl sagte, wünschte er mir herzlich den besten Erfolg, und sprach die Hoffnung eines baldigen Wiederbegegnens aus. Armer Power! Das Schiff, in dem er sich in New-York nach Liverpool einschiffte, verließ unser Gestade, und einzig das Auge des Herrn sah es niedertauchen in den Schooß der großen Tiefe!

Fanny Elßler traf gegen den 1. März in New-York ein, um ihrem Engagement am St. Charlestheater nachzukommen. Die besten Sitze in dem sogenannten Hallecercle wurden bei der Versteigerung am 4. mit einer Ueberzahlung von fünfthalb Dollars hintangegeben. Ich fand den Preis ungeheuer, und gab dem Theaterdirector das Zeugniß, daß er in der Steigerung des Enthusiasmus im Publicum zur Fieberhitze geleistet, was ich bisher für unmöglich gehalten. Ich ließ es mir damals wenig träumen, daß ich nach zwölf Jahren in derselben Stadt Theaterbillets zu einem Preise von weit größerer Höhe verkaufen würde.

Als ich am 30. März nach Pittsburgh gelangte, erfuhr ich, daß Jenins, welcher Francis Lynch in St. Louis aus meinem Engagement gelockt, den Jungen in dem Museum unter dem angenommenen Namen »Master Diamond« Gastrollen geben lasse. Ich wohnte der Vorstellung incognito bei, und sandte Jenkins am nächsten Tag eine ironische Beurtheilung, mit dem Bemerken, er würde mich auf Näch-

frage in Pittsburgh leicht auffinden, um unsern juridischen Kampf auszufechten, obwohl ich, falls er es vorziehe, die Sache bis zu unserem Wiederbegegnen in New-York verschieben wolle.

Wir trafen uns am nächsten Tage. Er drohte mir mit einer Klage wegen einer beschimpfenden Recension, und mein Hohngelächter reizte ihn vermuthlich zu dem Acte der Rache auf, den er am andern Morgen versuchte. R. W. Lindsay, bei dem ich 1835 Joice Heth in Philadelphia engagirte, und den ich seit jenem Tage nicht mehr gesehen, befand sich um jene Zeit in Pittsburgh. Von Jenkins aufgestachelt klagte mich Lindsay wegen eines Fasses Branntwein, das ich ihm, wie er vorgab, als Aufgabe zu dem Kaufschilling bei der früher erwähnten Verhandlung versprochen. Die Behörde — es handelte sich bei jenem Faß Branntwein um eine volle Pipe oder hundertzweiundsechzig Gallonen — verlangte eine Sicherstellung von fünfhundert Dollars. Ich befand mich in der Fremde, wußte keinen Bürgen zu finden und ward in das Gefängniß geführt. Mein Anwalt, dem ich so viel Gewährleistung gab, als ich besaß, befreite mich jedoch bereits gegen vier Uhr Nachmittags.

Am nächsten Morgen ließ ich Jenkins wegen Rechtsschmälerung durch Verlockung meines Mitgliedes Francis Lynch wie wegen der Annahme von »Master Diamond's Namen und Ruf« in Haft bringen. Er ward in das Gefängniß geschickt, aber gleichfalls gegen vier Uhr Nachmittags in Freiheit gesetzt. Da wir nun beide nach der Reihe verhaftet gewesen, so vertagten wir unsern Rechtshandel bis zur Rückkehr nach New-York, und dort kam er auch am schlimmsten dabei weg. Was Lindsay anbelangt, so hatte ihn Jenkins blos als Werkzeug benützt, und ich hörte nichts weiter von

seiner Klage. Zwölf Jahre später kam er in Boston zu mir, mit einer Entschuldigung auf den Lippen. Er war gänzlich verarmt, ich schwamm im Ueberflusse. Ich darf hoffentlich beifügen, daß er sich später nach keinem hilfreichen Freund mehr umzuschauen brauchte.

In Pittsburgh wurde ich mit Mr. C. D. Harker, einem Gentleman von mehr als fünfzig Jahren, bekannt. Er klagte, daß er keine Beschäftigung habe. Ich nahm ein New-Yorker Zeitungsblatt in die Hand und sagte:

»Ich will Ihnen Arbeit verschaffen, ehe ich dies Blatt Papier niederlege.«

Mein Blick fiel fast im selben Augenblicke auf Sears »malerische Erläuterungen der Bibel,« Preis zwei Dollars per Exemplar. Ich hatte das Buch nie gesehen, wußte auch nicht um den Preis bei Bestellung im Großen. Harker hoffte jedoch Subscribenten zu finden. Ich kaufte ihm ein Exemplar als Muster, und verpflichtete mich, ihm deren so viele, als er verlange, zu einem Dollar siebenunddreißig und einen halben Cent zu verschaffen. Er machte sich alsogleich ans Werk, sammelte auch in zwei Tagen achtzig Subscribenten, was netto dreißig Dollars betrug.

Am 23. April 1841 kam ich in New-York an, also nach einer Abwesenheit von acht Monaten, traf meine Familie im besten Wohlergehen, und beschloß nochmals, nie wieder ein wandernder »Komödiant« zu werden.

Zweites Capitel.

Das amerikanische Museum.

Neue Unternehmungen. — Auf der untersten Stufe der Leiter. — Starke Entschlüsse. — Das amerikanische Museum. — Kühner Versuch. — Zusammenkunft. — Vorschläge. — Schon wieder die Epheuinsel. — Abweisung. — Taktik. — Die Schüsse verfehlen das Ziel nicht. — Mißlungene Kriegslist. — Sieg. — Alles oder Nichts. — Verbesserungen im Museum. — Täuschung und Wirklichkeit. — Der Niagara im Museum. — Die Wasserfälle im vollen Sturze. — Ein Zeitungsherausgeber stellt mir eine Falle. — Die Keule, mit der Cook erschlagen wurde. — Meine Lorbeeren gerathen in Gefahr. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Die Seejungfer. — Eine harte Nuß für Naturforscher. — Professor Griffin. — Finanzielle Behelfe. — Ein geistreiches Werk. — Präliminarien. — Siebold's Erklärung. — Große Ankündigung. — Der alte Holländer. — Eine Ansicht der Seejungfer. — Seejungfer und Zigarre. — Der außer Fassung gebrachte Professor. — Die Flagge wird gestrichen. — Nützliche Opposition. — General Tom Thumb. — Offenherziges Geständniß.

Am 26. April 1841 sprach ich bei Robert Sears vor, dem Herausgeber von »Sears malerischen Illustrationen der Bibel«, und schloß mit ihm ein Geschäft ab, demzufolge er mir fünfhundert Exemplare des genannten Werkes für fünfhundert Dollars lieferte; dann übernahm ich die »Vereinigte Staaten-Agentschaft«, eröffnete am 10. Mai ein Bureau, das später die Buchhandlung des Mr. Nassau wurde und in welchem jetzt die »Nassau-Bank« ist. In solcher Weise hatte ich nun abermals einen Versuch gemacht, dem Herumziehen Lebewohl zu sagen und einen ehrenhaften Beruf auszuüben. Ich fabricirte Ankündigungen im Großen, bestellte

Agenten und Unteragenten und betrieb die Sache so, daß ich im Verlauf von sechs Monaten Tausende von Büchern verkauft und gleichzeitig eine hinlängliche Anzahl in die Hände unveränderlicher Agenten gelegt hatte, um Capital und Profit unwiederbringlich verschlungen zu sehen.

Zur selben Zeit hatte ich auch den Vauxhall-Salon wieder gemiethet und ihn am 14. Juni 1841 eröffnet. Da ich der Ansicht war, es müsse meine Würde als »Bibelmann« beeinträchtigen, wenn ich als der Miethsmann eines Theaters bekannt würde, so ließ ich die Concerte unter meiner Leitung von Mr. John Hallet, meinem Schwager, veranstalten. Wir beschlossen die Saison am 25. September und hatten unsere Auslagen hereingebracht und außerdem noch zweihundert Dollars Gewinn realisirt.

Da ich nun ohne Geschäft in New-York mit einer Familie lebte, die ich ernähren mußte, so erschöpfte ich in sehr kurzer Zeit meine Capitalien und besaß bald weniger als nichts. Vergebens sah ich mich nach einer meiner Lust zusagenden Beschäftigung um, um mich nur einigermaßen erhalten zu können. Ich erhielt endlich einen Platz, ich mußte nemlich Ankündigungen und Reclamen für das »Bowery-Amphitheater« schreiben, diese Annoncen in vielen Zeitungsbureaux abgeben und deren Einrückung besorgen. Dafür erhielt ich vier Dollars die Woche. Ich war froh, diesen Erwerb zu haben.

Ich schrieb auch Artikel für die »Sonntagszeitung,« diese sollten mir die Mittel liefern, eine Suppe tagtäglich auf den Tisch schaffen zu können.

Ich wurde für diese Arbeiten wohl nicht schlecht bezahlt; es war aber doch immer ein prekärer Lebensunterhalt und ich begann ernstlich zu fürchten, auf der untersten

Stufe der Glücksleiter angekommen zu seyn und mich in einer Altersperiode zu befinden, in der es dringend nöthig sey, mich durch irgend eine große Anstrengung vor Mangel zu schützen und etwas für die »schlechte Zeit« bei Seite zu legen. Bis jetzt war ich in dieser Hinsicht sehr leichtsinnig gewesen. Ich hatte mich auf verschiedene Unternehmungen eingelassen und mich dabei wenig um das auf meine Familie bezügliche Resultat gekümmert. Ich sah ein, daß es hohe Zeit war, für die Zukunft Sorge zu tragen.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem geschätzten Freund, dem ehrenwerthen Thomas T. Whittlesey in Danbury. Ich schuldete ihm fünfhundert Dollars und hatte ihm dafür ein Grundstück verpfändet, das ich in jener Stadt besaß. Er schrieb mir, er halte sich für fest überzeugt, daß ich nicht eher etwas ersparen würde, als ich nicht »ein Sieb erfinden könnte, das Wasser zu halten vermöge.« Da dies nun nicht wahrscheinlich sey, so könnte ich ihn eben so gut jetzt, als zu irgend einer andern Zeit bezahlen.

Dieses Schreiben bestärkte mich nur noch mehr in meinen Entschlüssen; ich beantwortete es nicht, sagte aber zu mir selbst:

»Nun, Mr. Barnum, wirst Du die Thorheiten bei Seite lassen, nicht mehr von der Hand in den Mund leben, sondern deine ganze Energie zusammennehmen, um etwas für die Zukunft zu thun.«

Während ich der erwähnten Beschäftigung für »Bowery's Amphitheater« oblag, erfuhr ich zufällig, daß die Curiositätensammlung von Scudder's amerikanischem Museum an der Ecke der Broadway- und Annastraße zu verkaufen sey. Sie gehörte den Töchtern des Mr. Scudder und wurde in ihrem Interesse administrirt. Man verlangte fünf-

zehntausend Dollars für die Sammlung. Dem Gründer, Mr. Scudder, mochte sie auf fünfzigtausend Dollars zu stehen gekommen seyn; von dem Nutzen, den die Sammlung abwarf, war er im Stande gewesen, ein bedeutendes Vermögen zu sammeln und seinen Kindern zu hinterlassen. Jetzt aber war schon seit mehren Jahren mehr Verlust als Gewinn bei der Sache, welche die Erben daher gern losschlagen wollten.

Es wird wohl Niemanden wundern, daß sich unter solchen Umständen mein speculirender Geist dieser Richtung zuwandte, um etwas für die Zukunft zu thun. Meine jüngsten Unternehmungen waren nicht sehr gewinnreich gewesen und in meiner Casse herrschte entschiedene Ebbe; da aber das Befinden meiner Familie kein sehr erwünschtes war, so sehnte ich mich nach den Segnungen eines fixen Wohnsitzes; in dieser Absicht besuchte ich das Museum öfters und besichtigte jede Einzelnheit aufs sorgsamste. Ich sah oder glaubte vielmehr zu sehen, daß nur Energie, Tact und großartige Einkäufe nöthig seyen, um es zu einer nutzbringenden Anstalt zu machen; so anmaßend es nun auch meinerseits war, ohne Geld an den Ankauf eines so werthvollen Besitzthums zu denken, so beschloß ich doch, ihn auszuführen, falls solches nur irgend möglich wäre.

Ich begegnete eines Tages einem Freunde auf der Gasse und theilte ihm meine Absicht mit.

»Sie wollen das amerikanische Museum kaufen!« rief er voll Erstaunen aus, da er recht gut wußte, daß absolute Ebbe in meinen Finanzen sey; »womit gedenken Sie es denn zu kaufen?«

»Mit Kupfer,« antwortete ich, »da ich weder Silber noch Gold habe.«

Ich hatte buchstäblich die Wahrheit gesagt.

Das Gebäude, in dem sich das Museum befand, gehörte, wie ich mir berichten ließ, dem Mr. Francis W. Olmsted, einem Kaufmann, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte und eine Reihe Gemächer in Park Place innehatte. Es handelte sich nun darum, wie man diesem großen Manne nahekommen könne. Von allen Menschen, mit denen er umging, kannte ich Niemanden; ohne Anempfehlung wollte ich mich ihm jedoch nicht nähern, da ich überzeugt seyn konnte, in solchem Falle aus dem Hause geworfen zu werden. Ich schrieb ihm daher einen Brief, setzte ihn in Kenntniß, daß ich das Museum zu kaufen gesonnen sey, und fügte hinzu, daß ich zwar kein bares Geld besäße, dafür aber von der Ueberzeugung durchdrungen sey, mit meinem Tact, meiner Erfahrung und meinem unermüdlichen Geschäftsfleiß es dahinbringen zu können, daß die Zahlungen am Verfalltage richtig geleistet werden würden. Ich schlug ihm nun vor, auf diese Basis hin die Sammlung in seinem Namen zu kaufen, wogegen er mir in einer Schrift ihren Besitz unter der Bedingung pünktlicher Zahlung, wozu auch die Entrichtung des Miethzinses gehörte, zusichern und zwölf ein halb Dollars wöchentlich für den Unterhalt meiner Familie gestatten sollte; würde ich aber irgend einen Zahlungstermin nicht pünktlich einhalten, so sollte ich verpflichtet seyn, das Haus sofort zu räumen und alles dessen verlustig zu werden, was ich bis dahin bezahlt haben würde.

»Kurz, Mr. Olmsted,« fuhr ich in meinem Eifer fort, »Sie dürfen mich binden, so viel und so fest es Ihnen gefällig ist; lassen Sie mir nur einen Weg, das schuldige Geld auszugraben oder auszukratzen und ich werde es thun,

oder Alles verwirken, was ich bis dahin gethan und erarbeitet haben werde.«

Ich war noch bemüht, dem Mr. Olmsted den Beweis zu liefern, daß er sich, falls er auf dieses Arrangement einginge, einen permanenten Miethsmann sichere, während im Gegentheile, falls ich das Museum nicht kaufte, dasselbe bald geschlossen werden würde. Ich fügte hinzu, daß ich, falls er so gut seyn und mir eine Besprechung bewilligen wolle, genügende Auskunft über mich selbst ertheilen könnte und mich allen billigen, von ihm vorgeschlagenen Bedingungen fügen würde.

Ich gab den Brief in eigener Person ab, legte ihn selbst in die Hand seines Dieners; zwei Tage später erhielt ich eine Antwort, in welcher er mir eine Stunde anberaumte, in der ich zu ihm kommen sollte. Ich fand mich pünktlich ein, worüber Mr. Olmsted sich sehr befriedigt äußerte. Er faßte mich scharf ins Auge und stellte mir verschiedene Fragen über meine Lebensgewohnheiten und Antecedentien. Ich sprach mich ganz offen über die Erfahrungen aus, die ich als Speculant in öffentlichen Vergnügungen gemacht hatte, erzählte von den Vauxhall-Gärten, vom Circus und verschiedenen Schauausstellungen, die ich in den südlichen Staaten unternommen hatte. Mr. Olmsted's Manieren und seine äußere Erscheinung nahmen mich ganz zu seinen Gunsten ein. Er versuchte es zwar, sehr strenge dareinzusehen und den Aristokraten zu spielen; ich glaubte jedoch den guten offenherzigen, edlen Mann aus seinen Augen blicken zu sehen; spätere genauere Bekanntschaft zeigte mir, daß der erste Eindruck auch der richtigste gewesen sey.

»Auf wen können Sie sich denn berufen?« fragte er mich.

»Auf alle meine Berufscollegen,« entgegnete ich. Ich

nannte ihm alle nur erdenklichen Menageriebesitzer und Unternehmer von Circussen u. s. w.

»Können Sie einige dieser Herren veranlassen, zu mir zu kommen?«

Ich antwortete bejahend; wir kamen überein, daß ich ihm diese Herren schon am nächsten Tag schicken und Tags darauf wieder zu ihm kommen sollte. Mein Freund Niblo that mir gern den Gefallen, einspannen zu lassen, bei Mr. Olmsted vorzufahren und sich mit ihm zu besprechen. Die andern Herren, die ich genannt hatte, thaten es ebenfalls und am nächsten Tage stellte ich mich dem Manne wieder vor, in dessen Händen die Entscheidung meiner Zukunft lag.

»Die über Sie gemachten Aussagen gefallen mir nicht, Mr. Barnum,« sagte Olmsted in ziemlich barscher Weise, als ich ins Zimmer trat.

Ich war ganz verwirrt und sagte, daß mir das sehr leid thäte.

»Sie haben Alle zu viel Gutes über Sie gesagt,« fügte er lachend hinzu; »sie reden Alle, als wenn sie Ihre Compagnons wären und den Nutzen mit Ihnen zu theilen beabsichtigten.«

Dieses Reden mußte mir natürlich sehr gefallen. Nun fragte mich Mr. Olmsted, ob ich denn nicht irgend einen Freund bewegen könne, Bürgschaft zu leisten, daß ich die Zahlungen zu bestimmter Zeit einhalten würde. Ich entgegnete, daß ich dessen nicht sicher sey.

»Können Sie mir sonst irgend eine Sicherheit anbieten, falls ich den Ankauf für Sie mache?« fragte er in noch directerer Weise.

Ich gedachte der kleinen Grundstücke, die ich in Connec-

ticut besaß, die aber leider schon schwer mit Hypotheken belastet waren.

»Ich besitze wohl,« sagte ich ihm, »Grundstücke und Gebäude in Connecticut, es haften jedoch bereits Verpflichtungen darauf.«

»Ich weiß schon,« antwortete er, »ich trage auch gar kein Verlangen nach verpfändeten Besitzthümern; ich müßte aller Wahrscheinlichkeit nach die darauf haftenden Schulden zahlen.«

In unserem weiteren Gespräche kamen wir überein, daß er, falls er den Ankauf für mich machte, das ganze Eigenthum behalten solle, bis ich es ausbezahlt haben würde; auch sollte es in meiner Verpflichtung liegen, auf meine Kosten einen Billeteur und Rechnungsführer zu halten, der ihm wöchentliche Rechnung ablegen sollte. Auch wurde festgesetzt, daß ich ein Appartement im anstoßenden Gebäude, das bis jetzt als Billardzimmer gebraucht worden war, für zehn Jahre miethen sollte. Der ganze Miethzins belief sich in Folge dessen auf dreitausend Dollars jährlich. Ich fühlte, daß ich hiermit ungemein viel Zugeständnisse machte und hoffte, daß der reiche Hausherr nicht noch mehr Concessionen verlangen werde. Er that es aber doch.

»Wenn Sie nur,« sagte er, »ein Stück noch nicht verpfändeten Landes besäßen, das Sie mir als Garantie bieten könnten, so glaube ich, daß wir übereinkommen würden.«

Da stand ich nun am Wendepunkt meines Schicksals. Ich dachte bei mir selbst: jetzt oder nie und überblickte im Geiste rasch die Reihe meiner kleinen Besitzungen, nach dem schuldenfreien Stück sehnsüchtig haschend. Das »Epheu-Inselchen« tauchte in aller Schönheit, mit der meine jugendliche

Einbildungskraft es ausgemalt hatte, tanzend empor und kam mir zu Hilfe. Ich zögerte einen Augenblick.

»Er hat,« dachte ich bei mir selbst, »bereits Sicherheit genug, ohne noch eines Stück Landes zu bedürfen — gebe ich ihm aber das Stück Land nicht, so kann ich das ganze Museum verlieren. Ich konnte übrigens in dieser Verpfändung kein besonderes Unglück erblicken uud erwiederte nach einer Weile:

»Ich besitze fünf Morgen Landes in Connecticut, die frei von allen Hypotheken sind.«

»Wirklich! Wie theuer haben Sie das Grundstück gekauft?«

»Es ist ein Geschenk von meinem verstorbenen Großvater, Phineas Taylor.«

»War er reich?« fragte Mr. Olmsted.

»Man hat ihn immer für einen wohlhabenden Mann gehalten.«

»Es war recht hübsch von ihm, daß er Ihnen das Grundstück gegeben hat. Es ist gewiß ein sehr werthvolles Grundstück. Sie werden sich aber wohl nicht gern davon trennen wollen, da es ein Geschenk ist.«

»Ich werde auch gar nicht nöthig haben, mich davon zu trennen,« antwortete ich, »wenn ich meine Zahlung pünktlich einhalte; ich hoffe auch, daß mir dies gelingen wird.«

»Schön,« sagte Mr. Olmsted, »ich denke, ich werde den Kauf für Sie machen. Jedenfalls will ich die Sache jetzt überlegen; mittlerweile müssen Sie den Administrator und die Erben des Museums sprechen, die besten Bedingungen zu erwirken suchen und nach acht Tagen wieder zu mir kommen.«

Ich entfernte mich und begab mich sofort in das Haus des Mr. John Heath, der Administrator des Museums war.

Er verlangte fünfzehntausend Dollars; ich bot ihm zehntausend an, die ich in sieben gleichen Jahresraten abtragen und für die ich gute Bürgschaft leisten wollte. Auf diesen Preis meinte er durchaus gar nicht hören zu dürfen; ich kam mit ihm überein, daß ich wieder kommen würde.

Nach mehren Verhandlungen setzten wir den Preis von zwölftausend Dollars fest, zahlbar in den oben erwähnten Raten; das Museum sollte mir am 15. November übergeben werden. Mr. Olmsted ging darauf ein und wir setzten einen Tag fest, an dem die Verträge abgefaßt und unterzeichnet werden sollten.

Mr. Heath fand sich zur anberaumten Zeit ein, sagte aber, er müsse jede weitere Verhandlung ablehnen, er habe die ganze Sammlung bereits an die Directoren von Peale's Museum für fünfzehntausend Dollars verkauft und tausend Dollars bar ausbezahlt erhalten.

Ich war wie vom Donner gerührt. Ich appellirte an seine Ehre. Er entgegnete, er habe noch nichts Schriftliches unterzeichnet, sey daher gesetzlich in keiner Weise gebunden und nur seiner Pflicht nachgekommen, die ihm gebiete, das Beste für die verwaisten Mädchen zu thun. Mr. Olmsted sagte, es thäte ihm sehr leid, er könne mir jedoch nicht helfen. Er habe nun permanente Miethsleute gefunden, bei denen er nichts riskire; ich müsse mir's gefallen lassen, beseitigt zu werden.

Ich zog mich mit Empfindungen zurück, die keiner weitern Beschreibung bedürfen; zog aber nichtsdestoweniger, sogleich Erkundigungen über die erwähnten Directoren von Peale's Museum ein. Ich erfuhr, daß sie eine Gesellschaft Speculanten seyen, an deren Spitze ein unglücklicher Bankpräsident stehe, der die Peale'sche Sammlung für ein paar

tausend Dollars gekauft und sie jetzt dem amerikanischen Museum einverleiben wolle, um alles zusammen für fünfzigtausend Dollars zu verkaufen, dreißigtausend Dollars Profit in den Sack zu stecken und den Actionären das Nachsehen zu lassen.

Ich begab mich nun sofort zu mehren befreundeten Zeitungsherausgebern und setzte sie von meinem Unglück in Kenntniß.

»Wenn Sie mir,« sagte ich zu ihnen, »den Gebrauch Ihrer Spalten eine Zeit lang gestatten, so werde ich diese Speculation in die Luft sprengen.«

Sie willigten ein und nun schrieb ich eine Unzahl von Artikeln, in denen ich das Publicum warnte, ja keine Actien des Unternehmens zu kaufen, und ein sehr komisches Bild von ruinirten Bankdirectoren entwickelte, die sich nun damit abgäben, ausgestopfte Affen und Gänseriche sehen zu lassen; ich erinnerte an einen ähnlichen Vorgang mit dem zoologischen Institute, das durch Adoptirung eines dem vorliegenden analogen Planes zu Grunde gegangen war; schließlich sagte ich dem Publicum, daß eine solche Speculation noch viel ungeschickter seyn würde, als Dicken's »große vereinigte Metropolitan-Gesellschaft für Anfertigung und pünktliche Ablieferung heißer Waffeln?«

Die Actiengesellschaft hatte bald nicht mehr Leben in sich, als ein todter Häring! Nun ging ich zu Mr. Heath und verlangte eine geheime Besprechung. Er ging darauf ein. Ich fragte ihn, wann denn die Directoren die andern vierzehntausend Dollars bezahlen sollten.

»Sie müssen am 26. December zahlen,« sagte er, »oder werden die bereits erlegten tausend Dollars verwirken.«

Ich versicherte ihn, daß sie sie nie bezahlen würden, daß sie nicht im Stande wären, sie aufzubringen, daß ihm die Sammlung noch auf dem Hals bleiben würde und ich auch nichts mehr damit zu schaffen haben wollte, sobald ich nur einmal mit einer Sammlung nach dem Süden aufgebrochen seyn würde.

»Wenn Sie aber,« fuhr ich fort, »mit mir ein vertrauliches Uebereinkommen treffen wollen, daß ich, falls diese Herren Sie nicht am 26. December bezahlen, am 27. die Sammlung für zwölftausend Dollars haben soll, so will ich mich dem Risico aussetzen und bis dahin in New-York bleiben.«

Er ging bereitwillig auf den Antrag ein, sagte aber, er halte sich für überzeugt, daß sie die tausend Dollars nicht verfallen lassen würden.

»Schon gut,« sagte ich, »für jetzt verlange ich nichts weiter von Ihnen, als das tiefste Stillschweigen über dies Uebereinkommen.«

Er versprach es mir.

»Am 27. December,« fuhr ich fort, »bitte ich Sie, sich um zehn Uhr Vormittag in Mr. Olmsted's Wohnung einzufinden und die bezüglichen Verträge zu unterzeichnen, falls die erwähnte Gesellschaft Ihnen nicht am 26. vierzehntausend Dollars ausbezahlt haben wird.«

Er sagte es zu und gab mir die Zusage auf meine Bitte schriftlich.

Nun wußte ich, daß das Museum mein war. Ich ging zu Mr. Olmsted und theilte ihm meine Ansicht mit. Er versprach mir die Sache geheim halten und die Schriftstücke

unterzeichnen zu wollen, falls die andern Parteien ihr Wort nicht einhielten.

Diese Vorgänge fanden am 15. November statt. Wenn die Leute zu mir wegen des Museums sprachen, so bemerkte ich ganz einfach, daß es für mich verloren sey. Mittlerweile war die neue Gesellschaft nicht im Stande, auch nur für einen Dollar Actien abzusetzen, da ich noch immer einen wahren Schauer von Artikeln gegen sie in den Zeitungen losließ.

Am 1. December erhielt ich ein Schreiben vom Secretär der Peale's Museums-Gesellschaft, in welchem ich eingeladen wurde, am nächsten Montag Vormittag zu den Directoren ins Museum zu kommen, wo ich etwas hören sollte, was mir wahrscheirlich sehr angenehm seyn würde. Ich ersah hieraus, daß meine Zeitungsangriffe ihre Wirkung nicht verfehlt hatten. Ich ahnte, daß die Herren mein Schweigen abzukaufen gedachten.

Ich war pünktlich bei dem Stelldichein. Die ganze ehrenwerthe Direction war in Session versammelt. Der ehrwürdige Präsident, ein grauhaariger, falkenäugiger, alter Mann, der vor Kurzem noch als Präsident einer bankerott gewordenen Bank fungirt hatte, empfing mich mit seinem freundlichsten Lächeln und mit seinen glättesten Ausdrücken. Der langen Rede kurzer Sinn war, ich solle die Verwaltung der vereinten Museen übernehmen. Ich stellte mich an, als wenn ich allen Ernstes auf das Anerbieten eingehen wollte; als man mich nach dem Gehalt fragte, den ich ansprechen würde, verlangte ich dreitausend Dollars jährlich. Sie machten mir Complimente über meine Gewandtheit in diesem Fache und fixirten den Beginn des Gehalts für den ersten Jänner

des nächstkommenden Jahres. Als ich die erhabene Gesellschaft verließ, bemerkte der liebenswürdige Präsident scherzhafter Weise:

»Es versteht sich wohl von selbst, Mr. Barnum, daß Sie uns jetzt nicht mehr in den Zeitungen angreifen werden.«

Die lustigen Directoren mochten wohl ein herzliches Gelächter aufgeschlagen haben, sobald ich mich außer Hörweite befand. Ihr Plan ging dahin, sich Ruhe vor mir zu schaffen, bis sie ihre Actien an Mann gebracht haben würden und mich dann zum Teufel zu schicken. Sie meinten, ich sey ihnen in die Falle gegangen, ich wußte aber, daß sie nun in meiner Falle stacken.

In der Meinung, daß ich nun völlig unschädlich gemacht sey, glaubten die Directoren keinen andern Käufer mehr fürchten zu müssen und beschlossen den Actienverkauf nicht vor dem 1. Jänner zu annonciren, damit das Publicum mittlerweile meine Artikel vergessen möge. Was die für den 26. December zugesagte Zahlung anbelangte, so hatten sie keine Ahnung davon, daß Mr. Heath mit mir für zwölftausend Dollars abgeschlossen hatte und meinten, er werde gern warten, bis ihnen die Abstattung der Zahlung gefällig seyn würde. Sie waren in dieser Hinsicht ihrer Sache so sicher, daß sie sich am 26. December weder bei dem Administrator sehen, noch ihres Ausbleibens halber entschuldigen ließen.

Am 27. Morgens fand ich mich in Olmsted's Wohnung in Begleitung meines rechtsgelehrten Sachwalters ein. Mr. Heath langte in gleicher Begleitung pünktlich um zehn Uhr an; um zwei Uhr Nachmittags befand ich mich im rechtskräftigen Besitz des amerikanischen Museums. Das Erste, was ich nun that, war die Abfassung und Entsendung der nachstehenden Note:

»Amerikanisches Museum, New=York, 27. December, 1841.

»An den Präsidenten und die Directoren des New=York=Museums:

»Meine Herren! Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Sie wissen zu lassen, daß Sie bis auf weiteres freien Eintritt in das Etablissement haben und auf die Liste der nicht zahlenden Besucher gesetzt sind.

»P. T. Barnum, Eigenthümer.«

Der Präsident war über alle Maßen erstaunt und vermochte kaum seinen Augen zu glauben. Er eilte in die Wohnung des Mr. Heath und erfuhr dort, daß ich das amerikanische Museum wirklich gekauft hätte und mich bereits in dessen Besitz befände. Seine Entrüstung kannte keine Grenzen. Er drohte mit gerichtlichen Schritten; als er jedoch fand, daß er durch solche Drohungen nichts ausrichtete, verlangte er die Rückerstattung der auf Abschlag bezahlten Dollars. Auch diese wurde verweigert und die Gesellschaft mußte den Verlust tragen.

Es wird wohl Niemand daran zweifeln, daß ich nun alle meine Energie aufbot. Es handelte sich darum »Alles oder Nichts« durchzusetzen. Ich mußte entweder das Etablissement zur bestimmten Zeit und in festgesetzten Raten abzahlen können, oder es sammt allen etwa bereits geleisteten Abschlagzahlungen verwirken, sobald Mr. Olmsted buchstäblich auf den ihm zustehenden Rechten beharrte. Ich dachte nun, komme was da wolle, so will ich den Erfolg wenigstens verdient haben; mit Kopf, Händen und Füßen war ich nun eifrigst bemüht, die Interessen des Museums zu fördern.

Die Möglichkeit, meine Familie in einer Stadt wie New=York mit nur sechshundert Dollars jährlich zu erhal=

ten, wurde nicht nur von meiner wackern Frau als ausführbar erkannt; sie erklärte sich sogar bereit, diese Ausgabe nöthigenfalls auf vierhundert Dollars jährlich zu reduciren.

Es mochten ungefähr sechs Monate seit dem Ankaufe des Museums verstrichen seyn, als mein Freund Mr. Olmsted eines Tages in mein Bureau gegen zwölf Uhr Mittags kam. Ich war eben damit beschäftigt, meine karge Mahlzeit zu verzehren, die aus einigen Schnitten gerösteten Rindfleisches und Brot bestand, welche Eßwaaren ich immer vom Hause ins Geschäftslocale mitzunehmen pflegte.

»Ist das so Ihre gewöhnliche Mahlzeit?« fragte er.

»Ich habe nichts Warmes zu Mittag gegessen, seitdem ich das Museum gekauft habe,« lautete die Antwort, »und ich werde es auch nicht eher thun, bis ich meine Schulden nicht abgezahlt habe.«

»Nun,« sagte er, indem er mich vertraulich auf die Schulter klopfte, »Sie sind ein verläßlicher Schuldner und werden noch vor Ablauf des Jahres das Museum ausbezahlt haben.«

Er hatte Recht; in weniger als einem Jahre war das Museum ganz und gar mein Eigenthum; der Gewinn, den das Etablissement abwarf, hatte hingereicht, um es bei Heller und Pfennig auszuzahlen.

Zur Zeit meines Ankaufes war das amerikanische Museum weniger mehr als der Kern dessen was es jetzt ist. Während der dreizehn Jahre meines Besitzes habe ich den Werth desselben durch Anschaffung von Sehenswürdigkeiten und Curiositäten aller Art um mehr als das Doppelte vermehrt. Ich kaufte nemlich im Jahre 1842 das Peale'sche Museum, im Jahre 1848 die große seltene, unter dem Namen des chinesischen Museums bekannte Sammlung, die ich beide, so

wie noch viele andere, in Amerika und Europa angeschaffte Raritäten meinem Museum einverleibte. Dieses nimmt jetzt den doppelten Raum gegen 1841 ein. Das im Beginne sehr kleine, schlecht eingerichtete, durchaus nicht comfortable Lesezimmer war zu wiederholten Malen vergrößert und verbessert worden, und kann jetzt als eines der schönsten derartigen Locale in New-York gelten.

Auch in anderen Beziehungen haben Vergrößerungen, Erweiterungen und Verbesserungen stattgefunden. Als man das Museum eröffnete, war es blos eine für das Tageslicht berechnete Sammlung; am Abend fanden unzusammenhängende Unterhaltungen statt, wie sie jetzt noch in Localen untergeordneten Ranges gang und gäbe sind. Samstag Nachmittags wurde Theater gespielt; später geschah dasselbe auch Mittwoch Nachmittags. So war es Jahre lang hindurch gehalten worden.

Seitdem sind aber große Veränderungen eingeführt worden und die Unterhaltungen des Museums haben an Mannigfaltigkeit sehr gewonnen. Kunstreiche Flöhe, wohldressirte Hunde, Automaten, Bauchredner, lebende Bilder, Tableaux, Zigeuner, Albinos, merkwürdig fette Kinder, Riesen, Zwerge, Seiltänzer, phrenologische Karrikaturen, Pantomimen, Concerte, Gesänge der verschiedensten Nationen, Dioramen, Panoramen, Modelle von Paris, Dublin, des Niagarafalls, der heiligen Stadt Jerusalem, mechanische Figuren, Glasspinnerei, Nähmaschinen und sonstige triumphirende Meisterstücke in der Mechanik, Nebelbilder, Indianer, welche ihre religiösen Ceremonien und Kriegstänze auf der Bühne aufführten u. s. w.

Es braucht wohl keine chronologische Aufzählung der Reihenfolgen, in welcher ich diese Mannigfaltigkeiten dem

Publicum präsentirte. In einer Beziehung hat eine durchgreifende, obwohl nur successive eintretende Veränderung in dem allgemeinen Plan stattgefunden; das moralische Drama ist nemlich seit mehren Jahren eine der vorzüglichsten Aufgaben des amerikanischen Museums.

Abgesehen von dem Verdienstlichen und dem Interesse dieser Darstellungen, so wie von Allem was mit der Bühne Zusammenhang hat, ist meine permanente Kuriositätensammlung unstreitig des Eintrittspreises in jeder Beziehung würdig und man sollte mir es nicht zum Vorwurf machen, wenn ich mitunter Läppereien und Possen zur Schau trage. Wenn ich eine allerdings sehr zweifelhafte todte Seejungfrau in mein Museum gebracht habe, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß ich auch Giraffen, ein Flußpferd, graue Bären, Orangutangs, große Schlangen u. s. w. dort zur Schau ausstellte, bei denen kein Mißverständniß mit unterlaufen kann, da sie am Leben waren. Klappern gehört nun einmal zum Handwerk, und so wird man schon entschuldigen, wenn ich auch zu Transparenten, Flaggen, riesigen Abbildungen und Ankündigungen voll »Puff,« neben dem wirklich Wunderbaren, Belehrenden und Unterhaltenden meine Zuflucht nahm. Solche Art von »Klappern« ist gewiß erlaubt, und zur Abwechslung erfreut sich das Publicum sogar gerne daran. Ich selbst habe die Titulaturen »Schnickschnack« und »Fürst der Schnickschnacks« zuerst auf mich selbst in Anwendung gebracht und sie gewissermaßen als zu meinem Geschäft gehörend angesehen.

Unter meinen ersten Schaustücken im amerikanischen Museum war auch ein Modell der Niagarafälle. Es war unstreitig ein sehr schönes Modell, genau nach den Verhältnissen des großen Falles gearbeitet und die umliegenden Bäu-

me, Felsen, Häuser naturgetreu darstellend. Das Ungereimte dabei war nur die Anwendung von wirklichem Wasser, um so ein Facsimile des großen Naturwunders wiederzugeben. Die Fälle waren ungefähr achtzehn Zoll hoch und alles Andere in angemessenen Proportionen gearbeitet.

Ich gestehe, daß ich mich der Sache selbst ein bischen schämte; Geschäfte aber ließen sich damit machen, und so kaufte ich das Modell für zweihundert Dollars. In meinen Ankündigungen bezüglich der Sehenswürdigkeiten des Museums hieß es sodann:

Das große Modell des Niagarafalles mit wirklichem Wasser.

Ein Faß Wasser genügte den Bedürfnissen des Modells für eine ganze Saison; die Fälle entleerten sich nemlich in ein hinter der Bühne befindliches Reservoir, während eine kleine Pumpe dasselbe den Fällen stets wieder neuerdings zuführte.

Viele Besucher, deren Verhältnisse keine Reise zum wirklichen Niagara gestatteten, sahen sich veranlaßt, das »Modell mit wirklichem Wasser« zu besuchen; wenn sie es dann als eine Misère erkannten, so blieb ihnen noch immer das Recht, für ihre fünfundzwanzig Cents das ganze Museum anzusehen und sie hatten keinen Grund zu weiterer Klage.

Eines Tages wurde ich in peremtorischer Weise vor das Präsidium der Croton-Wässerleitungsgesellschaft beschieden. Ich stellte mich zur anberaumten Stunde pünktlich ein.

»Sir,« sagte der Präsident, »Sie bezahlen nur fünfundzwanzig Dollars jährlich für das Wasser in Ihrem Museum. Diese fünfundzwanzig Dollars sind aber nur die Ge-

bühr für die gewöhnlichen Bedürfnisse Ihres Etablissements. Wir können Ihnen aber das Wasser zu Ihren Niagarafällen nicht ohne besondere Entschädigung liefern.«

Ich bat »Seine Ehren« nicht Alles zu glauben, was in den Zeitungen gesagt würde und auch die Angaben meiner Anschlagzettel nicht allzu genau nehmen zu wollen. Ich setzte ihm die Geheimnisse des großen Katarakts auseinander und erbot mich, einen Dollar für jeden Wassertropfen meiner Niagarafälle zu zahlen, falls ich, vorausgesetzt, daß meine Pumpe gehörig functionirte, mehr als ein Faß per Monat brauchen würde. Präsident und Präsidium brachen in ein lautes Gelächter aus und ich konnte mich ruhig entfernen.

Eines Tages kam der sehr witzige und populäre Herausgeber des »Knickerbocker«, Louis Gaylord, in das Museum. Da mir sehr viel daran gelegen war, daß das Etablissement in seinem Blatte gehörig herausgestrichen werde, so führte ich ihn selbst in allen Theilen des Gebäudes herum, um ihn auf alles Interessante aufmerksam zu machen. Wir kamen an dem Saale, in welchem die Niagarafälle producirt wurden, gerade in dem Augenblicke vorüber, in welchem die theatralischen Darstellungen zu Ende waren und das Publicum sich zu diesem Schaustück drängte. Ich hörte das Arbeiten der Pumpe und wußte, daß das Kunststück eben im vollen Gange sey.

Ich wünschte ihn davon zu entfernen, überzeugt, daß der Anblick ihn so disgustiren müßte, daß er mein Museum in seinem Blatte entweder herunterreißen oder mit stiller Verachtung übergehen werde. Als ich sah, daß er sich dem Eingange des verhängnißvollen Saales näherte, suchte ich seine Aufmerksamkeit auf einen andern interessantern Gegenstand zu lenken, es war jedoch schon zu spät. Er hatte den

Andrang der Zuschauer bemerkt und seine Neugier war rege geworden.

»Halt, Barnum!« rief er aus; »lassen Sie mich einmal sehen, was Sie da haben!«

»Nur ein Modell der Niagarafälle,« erwiederte ich.

»Aha, jetzt erinnere ich mich, daß ich Ihre prachtvollen Ankündigungen von den Niagarafällen mit wirklichem Wasser gelesen habe und bin jetzt neugierig, die Sache in der Ausführung zu sehen.«

Bei diesen Worten stieg er auf einen Stuhl, um über die Köpfe der Zuschauer wegsehen und das Modell besser in Anschauung nehmen zu können.

Mir wurde dabei recht unangenehm zu Muthe; das Rasseln der alten Pumpe erschien mir krächzender als je zuvor. Ich wagte kaum zu athmen und erwartete jeden Augenblick, daß der scharfsinnige Journalist ein Anathema über meine Niagarafälle hören lassen werde. Darum war ich auch nicht minder überrascht als entzückt, als er plötzlich sagte:

»Hören Sie, Barnum, das ist wirklich eine ganz neue Idee. Ich habe nie so was gesehen.«

Ich lebte wieder auf; überzeugt, daß Herr Louis Gaylord Clark noch sehr »grün« seyn müsse, um in diesem Modell etwas Anziehendes erblicken zu können, beschloß ich, diese grüne Vegetation nach Kräften zu fördern.

»Ja,« sagte ich, »es ist wirklich eine ganz neue Idee.«

»Ich versichere,« rief Clark mit großem Eifer aus, »nie etwas dergleichen in meinem ganzen Leben gesehen zu haben.«

»Ich schmeichle mir ebenfalls, daß der Gegenstand so originell und sinnreich ist, wie nur irgend eine sonstige Erfindung moderner Zeit.«

Ich war bei diesen Worten ganz erfüllt von der wonnevollen Idee, dem großen Kritiker eins angehängt und mich eines excellenten »Puffs« versichert zu haben.

»Originell!« rief der Redacteur aus, »gewiß, sehr originell. Ich habe mir nie von so etwas träumen lassen; ich habe so was mein Leben lang nicht gesehen und — ich hoffe von ganzem Herzen, es auch nie wieder sehen zu müssen.«

Es versteht sich von selbst, daß ich mich ganz zerknickt fühlte und jedes gewöhnliche Schlüsselloch als eine genug große Passage erkannte, um durch dieselbe kriechen zu können.

Wir gingen sodann in die obern Stockwerke des Museums und bis auf's Dach hinauf, wo ich einen »Lustgarten« angelegt und auch gehörig angekündigt hatte; er bestand aus zwei Kübeln, in deren jedem eine verkrüppelte und verwelkte Ceder stak; daneben waren noch ein Dutzend ordinäre Blumentöpfe angebracht, hinter denen ich Tische und Bänke zu Nutz und Frommen der Bequemlichkeit jener Kunden angebracht hatte, welche die Schönheit der Natur so verehren, daß sie ihr süßes »Eis« auch angesichts verwelkter Pflanzen in schlechten Töpfen mit Entzücken verzehren.

Die gefürchtete Nummer des »Knickerbocker« erschien; ich war überglücklich, als ich ersah, wie wohl von dem Fleiße und den unabläßigen Anstrengungen des neuen Besitzers des Museums gesprochen und ihm das Prognostikon gestellt wurde, daß er sein Etablissement bald populär machen werde, wie aber der Herausgeber sich freundlichst jeder An=

spielung auf »den Katarakt des Niagara mit wirklichem Wasser« enthalten hatte.

Einige Monate später stürzte Mr. Clark eines Tages ganz außer Athem in mein Museum und fragte mich nach den ersten Begrüßungen mit großem Ernste:

»Freund Barnum, ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie wirklich die Keule in Ihrem Museum haben, mit der Capitän Cook erschlagen worden ist?«

Mir fiel bei, daß ich eine bedeutende Menge indianischer Kriegskeulen in meiner Curiositätensammlung hatte; gleichzeitig erinnerte ich mich, daß ich Clark noch eine Erwiederung auf die Falle schuldete, die er mir mit dem Niagarafall gestellt hatte; ich entgegnete daher unverweilt, daß ich die fragliche Keule wirklich besäße.

»Das freut mich ungemein,« sagte er; »Sie müssen nemlich wissen, daß ich mich seit langer Zeit in ganz unwiderstehlicher Weise darnach sehne, dieser Keule ansichtig zu werden.«

»Warten Sie einige Augenblicke,« erwiederte ich; »Sie sollen sie sogleich sehen.«

Ich eilte in das obere Stockwerk, überblickte mein Sortiment Kriegskeulen und wählte endlich eine sehr schwere aus, mit der Capitän Cook oder wer immer sonst, dessen Schädel damit in Berührung gekommen wäre, hätte erschlagen werden können. Ich schrieb auf einen Streifen Papier: Capitän Cook's Keule, heftete das Papier an die schwere Waffe, trug diese zu Mr. Clark hinab und gab ihm die Versicherung, daß er nun das gewünschte Mordinstrument vor sich sähe.

»Ist es möglich!« sagte er, als er es in die Hand nahm. Er schwang es empor und rief aus:

»Wahrlich, das ist eine furchtbare Waffe und voll-

kommen ausreichend, um einem Manne damit den Garaus zu machen.«

»Ja wohl,« entgegnete ich mit anscheinendem Ernst, war aber im Herzen ganz entzückt darüber, dem Mr. Clark jetzt die Schuld mit Zinsen abzahlen zu können; — »nach meiner Ansicht mußte das mit dieser Keule getroffene Opfer auf den ersten Streich todt geblieben seyn.«

»Armer Capitän Cook!« rief Clark mit einem Seufzer aus; »ich möchte wirklich wissen, ob ihm nach dem verhängnißvollen Schlag noch ein Rest von Bewußtseyn übrig blieb.«

»Ich glaube nicht,« antwortete ich mit sehr gut gespielter Betrübniß.

»Sie sind also von der Identität der Keule überzeugt?« fragte Clark neuerdings.

»Wir besitzen Documente,« lautete die Antwort, »welche die Identität außer allen Zweifel setzen.«

»Armer Cook! Armer Cook!« sagte Clark mit nachdenklichem Wesen. »Nun, Mr. Barnum,« fuhr er mit großem Ernste fort, indem er gleichzeitig meine Hand erfaßte und mit großer Wärme schüttelte, »ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit wirklich recht sehr zu Dank verpflichtet. Ich war von dem unwiderstehlichen Wunsche erfüllt, die Keule zu sehen, mit der Capitän Cook getödtet worden war, und hielt mich für fest überzeugt, daß Sie diese Sehnsucht zu befriedigen im Stande seyn würden. Ich bin bereits in einem halben Dutzend kleinerer Museen gewesen und da die fragliche Keule dort überall zu sehen war, so konnte ich sicher seyn, daß sie in einem so großen Etablissement auch nicht fehlen würde!«

Meine Lorbeern verwelkten ungemein rasch; ich fühlte, daß ich meinen ganzen Witz zusammennehmen und Clark

wenigstens einen Theil der Schuld anheimzahlen, oder für immer die Zielscheibe des Spottes seiner Freunde werden mußte. Einige Wochen später schrieb ich ihm daher einen Brief, in welchem ich ihn bat, doch auf einige Minuten in mein Bureau zu kommen, da ich ihn über etwas Wichtiges zu Rathe ziehen wolle. Er kam sogleich.

»Diesmal,« sagte ich, »handelt es sich nicht um Ihre gewöhnlichen Späße, sondern um Ihren reiflichen, wohlbedachten Rath.«

»Lieber Barnum,« sagte er in der Fülle seiner edlen Wärme, »Sie machen mir das größte Vergnügen, wenn Sie mir es möglich machen, Ihnen nützlich seyn zu können.«

Ich erzählte ihm nun, es sey ein Gentleman, der in Egypten lange Zeit gereist hatte, angekommen und habe vom Nil einen sehr merkwürdigen lebendigen Fisch mitgebracht, den er als Schaustück vermiethen wolle.

»Der Fisch,« fuhr ich fort, »sey ganz eigenthümlich beschaffen; der Besitzer sey erbötig fünftausend Dollars bei einem Banquier zu deponiren, die er verlieren wolle, falls sich an dem Fisch binnen sechs Wochen nicht eine Veränderung ergeben werde, in deren Folge der Schweif verschwinden und zwei Füße dafür zum Vorschein kommen würden.«

»Ist das wohl möglich?« rief Clark voll Erstaunen.

Ich versicherte ihn, daß sich die Sache ganz so verhalte. »Aber,« sagte ich, »er fordert einen bedeutenden Preis und darum wünsche ich Ihre Meinung über die Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu hören. Er begehrt hundert Dollars allwöchentlich Miethgeld.«

»Das ist ja sehr billig, lieber Freund. So viel bringt Ihnen der Fisch täglich ein. Die Sache ist ja ganz und gar unglaublich. Die Naturforscher werden außer sich seyn, die

ganze gelehrte Welt wird in Allarm gerathen, die Massen werden in Unzahl herbeiströmen.«

»Meinen Sie wirklich so?« fragte ich.

»Auf Ehre, ich bin ganz überzeugt davon,« antwortete Clark mit großem Enthusiasmus. »Schließen Sie nur erst für ein halbes Jahr, wenn möglich auch für ein ganzes Jahr ab, dann treten Sie auf und erzählen Sie der Welt von der wunderbaren Umgestaltung; erzählen Sie daß fünftausend Dollars als Bürgschaft hinterlegt wurden, daß die Summe den Armen dieser Stadt verfällt, wenn die geschilderte Veränderung nicht stattfindet, und Sie werden sehen, daß Ihr Museum nicht Raum genug für die Masse der Besucher haben wird. Ich bin fest überzeugt, daß Sie Ihre zwanzigtausend Dollars bei der Speculation machen werden.«

Ich dankte dem Mr. Clark mit vieler Herzlichkeit für seinen freundlichen Rath, den ich gewissenhaft zu befolgen versprach.

»Ich habe,« fuhr ich fort, »auch eine sehr günstige Idee von der Speculation, nur will mir der Name des Fisches nicht recht zusagen. Das, meine ich, könnte Grund zu einer Einwendung geben.«

»Ach, warum nicht gar! Wie heißt denn der Fisch? Was kann denn an einem Namen gelegen seyn? Der kann wahrhaftig keinen Unterschied machen! So sagen Sie mir den Namen doch einmal!«

»Die Gelehrten pflegen ihn Wasserfrosch zu nennen,« sagte ich mit vieler Gravität.

»Gefoppt! Beim Donner, gefoppt!« rief Clark aus und rannte wie besessen die Treppe hinab.

Viele haben geglaubt, daß die »Fejer Seejungfrau« eine von mir oder nach meiner Anweisung fabricirte Curiosi-

tät gewesen sey. Dem ist aber nicht so. Ich kann jedoch nicht läugnen, daß ich meine Hand bedeutend dabei im Spiel hatte, um das Meerwunder vor das Publicum zu bringen, da ich nun einmal im Beichten bin, so will ich mir die Last von der Brust wälzen und Einiges über die zu diesem Behufe in Anwendung gebrachten Hebel erzählen. Früher muß ich jedoch die angebliche Geschichte des Meerwunders und die Art und Weise erzählen, in welcher ich zu dessen Besitz gelangte.

Moses Kimball, der populäre Besitzer des Boston-Museums, kam im Sommer 1842 zu mir und zeigte mir das, was angeblich eine Meerjungfrau seyn sollte. Er erzählte mir, er habe sie von einem Seemann gekauft, dessen Vater sie in Ostindien in der Meinung an sich gebracht hatte, daß sie, wie japanische Seefahrer versicherten, eine echte Seejungfrau sey. Da er nicht zweifelte, daß die Creatur Andern eben so wunderbar, als ihm selbst vorkommen müsse, so hoffte er, eine prächtige Speculation mit dieser außerordentlichen Curiosität machen zu können, kaufte sie um sechstausend Dollars und ging damit nach London.

Seine Erwartungen gingen dort nicht in Erfüllung und er kehrte wieder nach Boston zurück. Da er seine Curiosität noch immer für ein wirkliches Thier und darum für etwas sehr Werthvolles hielt, so bewahrte er sie mit sehr großer Sorgfalt. Als er starb, war dies das ganze Erbe, das er seinem Sohne hinterließ, der aber keinen hohen Werth darauf legte und das Object an Mr. Kimball verkaufte, der es sodann mir in New-York zur Ansicht vorlegte.

Das war nun die Geschichte des interessanten Gegenstandes. Da ich meiner eigenen Einsicht in diesem Fache nicht traute, so zog ich einen befreundeten Naturforscher zu Rathe,

er sollte mir seine Meinung über die Echtheit des Thieres sagen. Er antwortete, er könne gar nicht begreifen, wie denn das Ding eigentlich fabricirt sey; er habe nie einen Affen mit so eigenthümlichen Zähnen, Armen, Händen ꝛc. gesehen, auch habe er nie von einem Fisch mit so absonderlichen Flossen gehört.

»Aber warum glauben Sie denn, daß es ein Fabrikat ist?« fragte ich.

»Weil ich nicht an Seejungfern glaube,« lautete die Antwort des Naturforschers.

»Das ist noch kein Grund,« erwiederte ich, »und darum will ich an die Seejungfer glauben und sie für eine Weile miethen.«

Das war der leichteste Theil des Experimentes. Die große Schwierigkeit aber lag in der Beseitigung des allgemeinen Unglaubens an der Existenz der Seejungfern; es handelte sich darum, die Neugier des Publicums zu erwecken, damit es sich herbeilasse, das Pröbchen näher zu untersuchen. Außerordentliche Mittel mußten in Anwendung gebracht werden; des Sprichwortes eingedenk: »Wer aus der Ferne kommt, hat gut lügen,« beschloß ich folgenden Weg einzuschlagen.

Ich ließ zu gehöriger Zeit in den »New-York Herald« eine aus Ala, Montgomery, datirte Mittheilung erscheinen, in welcher die Tagesneuigkeiten über Handel und Wandel, Ernteaussichten, politische Kannegießerei ꝛc. und auch eine wie zufällig hinzugekommene Notiz über einen gewissen Dr. Griffin, Agenten des Londoner Lyceums für Naturgeschichte in Fernambuk, enthalten waren; in dieser Notiz wurde nun gesagt, Dr. Griffin besitze eine überaus merkwürdige Curiosität, eine echte, bei den Fejer-Inseln gefangene, und in

China aufbewahrt gewesene Seejungfrau; dort habe sie der Dr. Griffin als einen für das erwähnte Lyceum sehr werthvollen Gegenstand erhandelt.

Acht oder zehn Tage später ließ ich einen ähnlichen, nur anders stylisirten und aus Charleston datirten Brief in einem andern Blatte erscheinen, dem wieder ein anderes, aus Washington datirtes Schreiben gleichen Inhalts folgte; in diesem war die Hoffnung ausgedrückt, daß auch die Presse der großen Stadt New-York den Dr. Griffin ersuchen möge, dort vor seiner Abreise nach Europa das Wundergeschöpf zur Schau zu bringen.

Einige Tage nach dem Erscheinen dieser dreifachen Ankündigung wurde die Ankunft eines meiner Agenten unter dem Namen des von Fernambuk kommenden Dr. Griffin in einem der ersten Locale in Philadelphia in gebührlicher Weise angekündigt. Seine vollkommen gentlemanischen und feinen Manieren kamen ihm bei der Ausführung dieser Komödie vortrefflich zu Statten; als er eines Nachmittags seine Rechnung begehrte und diese mit dem Bemerken, daß er nächsten Tages abreisen werde, zahlte, sagte er zu dem Gastwirthe, er fühle sich ihm für seine Aufmerksamkeit und Höflichkeit sehr zu Dank verpflichtet und wolle ihm, falls er zu ihm aufs Zimmer komme, etwas sehr Hübsches, Ueberraschendes und Interessantes zeigen.

Nun bekam der Wirth die außerordentlichste Seltenheit, eine Seejungfer zu sehen. Er war so ganz außer sich vor Freude und Verwunderung, daß er ernstlich und dringend um Erlaubniß bat, einige Freunde, worunter auch mehre Journalisten, herbeiführen und ihnen das Wunder zeigen zu dürfen.

»Es wird,« sagte der Curiositätenjäger, »dem Lyceum,

dessen Agent ich bin, keinen Schaden bringen, wenn ich Ihnen diesen Wunsch erfülle.«

Die Zusammenkunft wurde für den nächsten Tag anberaumt.

Wenige Tage nach dieser Besichtigung der Seejungfrau strotzten die Blätter der Stadt Philadelphia von Bewunderung und Anpreisung des Meerwunders. So wurde in New-York der Argwohn eines Puffs glücklich beseitigt und die New-Yorker Blätter standen mir, ohne sich dessen bewußt zu werden, nach Kräften bei, die Seejungfer zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Nun kehrte mein Agent mit dem kostbaren Schatze nach New-York zurück, zog in eines der ersten Hôtels als Doctor Griffin ein und wußte die Dinge so zu arrangiren, daß die Berichterstatter der verbreitetsten Journale bald von seiner Ankunft Notiz nahmen. Die Redacteure eilten in das Hôtel und der höfliche Agent des brittischen Lyceums für Naturgeschichte gestattete ihnen auf's freundlichste Befriedigung ihrer Neugier. Die New-Yorker Blätter füllten sich mit zahlreichen Berichten, die alle so klangen, wie ich es nur wünschen konnte.

Ich bin ganz überzeugt, daß alle diese Herren Berichterstatter und Redacteure fest daran glaubten, eine wirkliche Seejungfer vor sich gesehen zu haben. Es war auch kein Wunder, denn wenn das Object wirklich ein Fabrikat war, so hatte man Affe und Fisch so geschickt zu verbinden und ineinander zu verschmelzen gewußt, daß kein menschliches Auge den Uebergangspunkt zu entdecken vermochte. Der Rückgrath des Fisches schien in gerader ununterbrochener Linie vom Schweif bis zum Hinterhaupte zu verlaufen; das Haupthaar hing mehre Zoll tief über die Schultern herab; unter dem Mikroskop zeigten sich die Haare mit einer Unzahl von Fisch-

schuppen bedeckt, Zähne, Finger und Hände waren anders geformt, als es sonst bei Affen der Fall ist, so wie auch die Flossen an andern Stellen als bei allen möglichen Arten von Fischen saßen. Das Thier war ein häßliches, vertrocknetes, schwarz aussehendes Exemplar von ungefähr drei Fuß Länge. Das Maul stand offen, der Schweif war emporgedreht, die Arme ebenfalls in die Höhe gerichtet; es schien in einer peinlichen Agonie gestorben zu seyn.

Wenn die Seejungfrau wirklich — und ich glaube es auch — ein Fabrikat war, so mußte zugestanden werden, daß bei dessen Anfertigung eben so viel Geschicklichkeit als Ausdauer im Spiele gewesen waren. Ich hatte mir zwar damals keine bestimmte Meinung darüber gebildet; jetzt glaube ich, daß es das Werk irgend eines geschickten, kunstfleißigen Japanesen, Chinesen oder sonstigen östlichen Genies war, und vielleicht einst Gegenstand buddhistischer oder hindostanischer Anbetung gewesen ist.

Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus einem Werke: »Sitten und Gebräuche der Japaner im neunzehnten Jahrhundert,« hier folgen zu lassen:

»Ein japanischer Fischer verstand es in einer äußerst schlauen, aber nicht sehr ehrenvollen Weise die Leidenschaft seiner Landsleute für alles Seltsame auszubeuten. Er vereinigte die obere Hälfte eines Affen mit der unteren Hälfte eines Fisches in so geschickter Weise, daß der Betrug nicht leicht entdeckt werden konnte. Dann sprengte er aus, er habe das Geschöpf lebendig in seinem Netze gefangen, es sey aber bald, nachdem er es aus dem Wasser gezogen, gestorben; diese List brachte ihm nach mehr als einer Richtung hin pecuniäre Vortheile ein. Die Japaner zahlten gut, um des zur Schau ausgestellten Ungeheuers ansichtig zu werden. Noch einträgli-

cher aber erwies sich die Behauptung, daß das Geschöpf einige Augenblicke lang gesprochen und für eine lange Reihe von Jahren wunderbare Fruchtbarkeit verkündet habe, der eine furchtbare Epidemie auf dem Fuße nachfolgen solle, vor der nur diejenigen sich zu schützen im Stande seyn könnten, die sich eine Abbildung von dem Seepropheten angeschafft haben würden. Der Verkauf dieser Abbildungen ging ins Unendliche. Später wurde dieses Thier oder eine Nachahmung des ersten Fabrikats an die holländische Factorei verkauft und nach Batavia überschickt, wo es in die Hände eines listigen Amerikaners gelangte, der dasselbe nach Europa brachte und in den Jahren 1822—23 zur Bewunderung der Unwissenden, zur Verlegenheit der Gelehrten und zu Nutz und Frommen der eigenen Börse zur Schau brachte.«

Sollte man nicht mit Recht annehmen dürfen, daß sich diese Erzählung auf meine Meerjungfer bezog? Jedenfalls hat mein japanischer College nicht minderes Recht als ich selbst auf den Titel und die Palme »eines Fürsten der Schwindeleien.«

Kleinere und minder kunstvoll gearbeitete Exemplare von Seejungfern sind in verschiedenen Museen gezeigt worden. Ich glaube, daß sie sammt und sonders japanisches Fabrikat sind. Ich habe ein solches auch in Philadelphia gekauft; es verbrannte im Jahr 1851, als eine Feuersbrunst das dortige Museum verzehrte.

Während nun mein Agent die öffentliche Meinung über Meerjungfern dergestalt aus seinem Incognito zu bearbeiten verstand, war ich meinerseits bemüht, Holzschnitte, Transparente und eine Flugschrift vorzubereiten, in welcher die Echtheit der Seejungfrau nachgewiesen werden sollte. Ich ließ von drei verschiedenen Abbildungen zehntausend Abzüge

machen und der in eben so viel Exemplaren gedruckten Flugschrift beifügen. Der ganze Vorrath wurde in sorglicher Weise bis zum Momente des Gebrauches in einer abgelegenen Kammer aufgestaut.

Ich besuchte sodann mehre Herausgeber der angesehensten Zeitungen New-Yorks und stellte ihnen den freien Gebrauch eines die Meerjungfer darstellenden Holzschnittes und bezügliche Beschreibung frei. Gleichzeitig setzte ich sie in Kenntniß daß ich nur deswegen das Publicum auf diese Weise von der Existenz des Wundergeschöpfes in Kenntniß gesetzt zu sehen wünschte, weil Mr. Griffin, der Agent des Londoner naturhistorischen Museums, angekundigt hätte, daß er die Ausstellung in Amerika nicht erlauben könne.

In dieser Weise kamen nun die drei verschiedenen Abtheilungen gleichzeitig und an einem Tage unter das Publicum; jeder Redacteur glaubte, sein Blatt sey das alleinige, aus dem die Leser sich Kenntniß der Merkwürdigkeit zu verschaffen im Stande seyn werden; als sie hinter die Wahrheit kamen, gestanden sie, daß ihnen ein pfiffiger Streich gespielt worden sey.

Das Seejungferfieber erreichte nun den höchsten Grad; Jedermann hatte eine Abbildung zu Gesichte bekommen und wünschte natürlich auch das Original mit eigenen Augen bewundern zu können. Nun ließ ich meine zehntausend Flugschriften durch Knaben auf der Straße feilbieten und zu einem Penny das Stück verkaufen.

Als ich das Publicum für hinlänglich bearbeitet halten konnte, ließ ich durch meinen Agenten den großen Concertsaal in der Broadwaystraße behufs der Ausstellung miethen und durch die Zeitungen folgende Annonce bringen:

»Die Seejungfer und andere wunderbare Exemplare der thierischen Schöpfung.

»Das Publicum wird hiermit achtungsvoll in Kenntniß gesetzt, daß M. J. Griffin, der kürzlich aus Fernambuk angekommene Besitzer der Seejungfer, sich entschlossen hat, den zahlreichen und dringenden Anforderungen wissenschaftlicher Gentlemen in dieser Stadt nachzukommen und das Wunder, aber nur für die Dauer einer Woche, zur Schau zu bringen. Zu diesem Behufe hat er den geräumigen Concertsaal in der Broadwaystraße gemiethet, der Montag den 8. August 1842 geöffnet und am 13. unwiderruflich wieder geschlossen werden wird.

»Das Thier ist in der Nähe der Feejer-Inseln gefangen und von dem gegenwärtigen Besitzer um eine große Summe für das Londoner naturhistorische Museum gekauft worden; nicht des Gewinnes halber, sondern um dem Publicum gefällig zu seyn, bringt er das Thier zur öffentlichen Schau. Da er mehre Jahre hindurch damit beschäftigt gewesen ist, seltene naturhistorische Exemplare in verschiedenen Welttheilen zu sammeln, so wird er gleichzeitig das seltene neuholländische Schnabelthier, Ornithorinchus paradoxus, zwei Gattungen fliegender Fische, aus dem Goldstrom und aus Westindien, eine Syrene, einen Proteus anguinus, und andere Thiere zeigen, welche als Uebergangsglieder in der großen Kette der thierischen Natur betrachtet werden müssen.

»Eintrittskarten sind zu fünfundzwanzig Cents das Stück.«

Die Besucher kamen massenhaft herbeigeströmt und der Pseudo-Griffin brachte seine Meerjungfer mit großer Gravität und imponirender Würde zur Schau. Ich konnte mich dabei freilich einer geheimen Besorgniß nicht enthalten, daß das Publicum in dem gelehrten Griffin den Mann ent-

decken könnte, der auch »die Amme Washington's« zur Schau gebracht hatte. Es kam jedoch glücklicher Weise zu keiner solchen Katastrophe. Der von den Verbindungsgliedern der thierischen Natur umrungene Agent konnte die durch einen Glassturz vor allzugroßer Annäherung des Publicums geschützte Meerjungfer ungehindert zur Schau bringen und sein Publicum durch Erzählungen von seinen Reisen und Abenteuern und durch wissenschaftliche Auseinandersetzungen über die Werke der Natur im Allgemeinen und Seejungfern insbesondere ergötzen.

Das Publicum schien zufriedengestellt zu seyn; da jedoch gewisse Leute die Dinge immer buchstäblich nehmen und selbst bei Meerjungfern keine poetischen Licenzen gestatten wollen, so fehlte es auch nicht an Besuchern, welche sich erstaunt darüber zeigten, nur ein schwarzes vertrocknetes Exemplar von »halb Fisch und halb Affe« zu sehen zu bekommen, das von einem kleinen Knaben mit leichter Mühe weggetragen werden konnte, nachdem ihnen doch das große Transparent am Eingange ein großes, acht Fuß hohes, sehr schönes Geschöpf gezeigt hatte.

Einige Tage nach der Eröffnung der Schaustellung kam ein alter Holländer in das amerikanische Museum und sagte mit näselnder Stimme:

»Wo ist das Mährmädel?«

»Wir haben keine Meerjungfer hier.«

»Ich bin eigens von Jersey herübergekommen, um das Mährmädel zu sehen; ich meinte es sey hier zu sehen.«

Ich sagte ihm, daß es den Ankündigungen zufolge in der Broadwaystraße gezeigt werde. Er entfernte sich, um den Gegenstand seiner Neugier aufzusuchen und murmelte vor sich hin, während er die Treppe hinabstieg:

»Ich habe nie ein Mährmädel gesehen. Es wird wohl lebendig seyn, wie ich denke?«

Ich erklärte, ihm keine Auskunft über den Gegenstand geben zu können.

Gleich nach ihm ging ich ebenfalls in die Broadwaystraße, um zu sehen, wie sich die Dinge dort machten; als ich in den Saal trat, nahm der alte Holländer eben sein Billet an der Casse, während mein Agent einer Versammlung von etwa dreißig Damen und Herren in gelehrter Weise die vor ihnen ausgestellten Naturwunder erklärte. Sie waren alle ganz Aufmerksamkeit. In diesem Augenblick trat der alte Holländer ein; er schaute sich um und da er den schönen, bildlich vor dem Eingang dargestellten »Damenfisch« nirgends zu entdecken vermochte, so unterbrach er den gelehrten Vortrag des Agenten mit den barschen Worten:

»Ich will das Mährmädel sehen!«

Der Agent ärgerte sich, verlor aber die Fassung nicht und sprach mit dem möglichst höchsten Grad von Würde, indem er auf die Seejungfrau zeigte:

»Hier, Sir, ist der merkwürdige Gegenstand, den Sie zu sehen wünschen.«

Der alte Holländer betrachtete das kleine, häßliche Geschöpf und rief erstaunt aus:

»Das nennen Sie das Mährmädel?«

»Ja, Sir, so ist es,« antwortete der Agent nicht ohne Verlegenheit, während der Holländer ihm murrend und schimpfend den Rücken zukehrte und sich entfernte.

Ein andermal hatte sich mein Agent für einige Minuten aus dem Zimmer entfernt. Es waren eben nur wenige Besuche im Saale gegenwärtig, sämmtlich junge Mediciner. Sie benutzten den Augenblick, um einen Spaß durchzufüh-

ren; sie nahmen den Glassturz ab, der die Meerjungfer bedeckte, steckten ihr eine angerauchte Cigarre in den Mund, brachten den Glassturz an seinen Ort und machten sich aus dem Staube.

Gleich nach ihrem Weggehen und ehe mein Agent noch zurückgekehrt war, hatten sich ein Dutzend Damen und Herren eingefunden, die vor Erstaunen ganz außer sich waren, als sie die Meerjungfer mit einer Cigarre im Mund erblickten. Sie hielten sogleich das Ganze für einen Betrug; man konnte sich keinen sonderbarern, lächerlichern Anblick denken.

Der Agent, der keine Ahnung von dem ihm gespielten Streich hatte, näherte sich dem Tische mit jener Würde, die er mit so großer Leichtigkeit anzunehmen wußte; ohne einen Blick auf die Seejungfer zu werfen, begann er:

»Meine Damen und Herren, Sie sehen hier die außerordentliche, bei den Fejer-Inseln gefangene Seejungfer vor sich; man hat die Seejungfer lange Zeit hindurch für ein fabelhaftes Geschöpf gehalten; selbst Naturforscher sind dieser Meinung gewesen; ich habe aber in meiner Eigenschaft eines Agenten des Londoner naturhistorischen Museums die genauesten unwiderleglichsten Beweise ermittelt, daß dieses Thier in eines Fischers Netz bei den Fejer-Inseln gefangen wurde und noch drei Stunden, nachdem man es aus dem Meere zog, lebte.«

»Hat die Fischdame damals dieselbe Cigarre geraucht, deren sie sich jetzt erfreut?« fragte einer von den anwesenden Gentlemen.

Nun entdeckte der arme Agent die Cigarre; aller Wahrscheinlichkeit nach war er nie zuvor so perplex gewesen; er wußte durchaus nicht, was er sagen sollte. Als er später sei-

nen Freunden im vertrauten Kreise die Geschichte erzählte, versicherte er, daß er bei Entdeckung der Cigarre geschwitzt hätte, als wenn er einen Heuwagen abgeladen haben würde; kein Faden am Leibe sey ihm trocken geblieben.

Nachdem die Meerjungfer noch durch eine Woche im Concertsaale ausgestellt gewesen war, ließ ich ankündigen, daß sie ohne Extrabezahlung im amerikanischen Museum zu sehen seyn werde. Zahlreiche Transparente waren vorbereitet, unzählige Freibillete ausgegeben worden; eine Flagge, auf der eine nicht weniger als achtzehn Fuß lange Seejungfer abgebildet war, flatterte und wehte vor dem Museum. Meinem Agenten, der langsam herzukam, fiel sie sogleich ins Auge. Er beschleunigte seine Schritte, trat in mein Bureau und fragte:

»Was der Tausend wollen Sie denn mit der großen Flagge?«

»Es soll Niemand die Broadwaystraße betreten, ohne gleich in Kenntniß gesetzt zu seyn, wo denn die Meerjungfer zu sehen sey.«

»Sie müssen die Flagge wegnehmen. Was soll denn das Publicum zu dem achtzehn Zoll langen Ding sagen, nachdem es ein achtzehn Fuß langes Gemälde gesehen haben wird.«

»Wir wollen ja nur, daß die Sache gleich ins Auge fällt. Es wird ja Niemand erwarten, eine Meerjungfer von solcher Größe zu sehen.«

»Ich sage Ihnen, daß das nicht gut thut. Ich meine, daß ich das Publicum einigermaßen kennen gelernt habe; ich wiederhole Ihnen, daß Sie mit der Meerjungfer keine Geschäfte machen werden, wenn Sie die Flagge nicht wegnehmen.«

»Die Flagge hat über siebzig Dollars gekostet und muß bleiben, wo sie ist.«

»Nun, Mr. Barnum, wenn Sie durchaus unter der

Flagge kämpfen wollen, so mögen Sie es immerhin thun, ich aber werde es bleiben lassen.«

»Was, wollen Sie den Deserteur spielen?«

»Ja, ich desertire vor falschen Farben, wenn sie allzustark aufgetragen werden; Sie aber werden meinem Beispiele nachkommen, und zwar noch ehe es Nacht wird.«

Ich mußte nachgeben und die Flagge entfernen.

Die Seejungfrau wurde noch in verschiedenen Theilen des Landes zur Schau herumgeführt und dann dem ursprünglichen Besitzer, Mr. Kimball, zurückgestellt, der ihr wieder einen Platz in seinem wirklich schönen »Boston-Museum« sicherte. Ich gedenke sie jedoch noch mehrmals von dort zu entlehnen und in meinem Museum zur Schau zu bringen, da sie mir bedeutenden Gewinn gebracht hat, trotzdem man mir durch Travestieen und Parodieen vielfach zu schaden gesucht hatte. Einer meiner vorzüglichsten Opponenten auf diesem Felde, Mr. Bennett, der aber sein ganzes Vermögen bei seinen Speculationen eingebüßt hatte, wurde später von mir als Agent verwendet.

Im November 1842 war ich bei sehr strenger Kälte in Albany gewesen und hatte mich auf der Rückreise in Bridgeport bei meinem Bruder aufgehalten, der dort ein Hôtel hielt.

Ich hatte gehört, daß es in Bridgeport ein merkwürdig kleines Kind gäbe; auf meine Bitte brachte es mein Bruder ins Hôtel. Es war wirklich das kleinste Kind, das schon gehen konnte und mir je zu Gesichte gekommen war. Der Knabe war nicht ganz zwei Fuß hoch und wog nicht ganz sechszehn Pfund. Es war ein helläugiger, kleiner Bursch, mit blonden Haaren und vollen Wangen, sehr gesund und symmetrisch gebaut, wie ein Apollo. So schüchtern er auch war, so hatte ich ihn doch bald kirre gemacht; er fing zu

plaudern an und sagte mir, er heiße Charles Stratton und sey erst fünf Jahre alt.

Es fragte sich nun, ob man einen so jungen Zwerg bereits als Schaustück benützen könne, ob die Leute wohl auch an sein Zwergenthum glauben würden. Ich betrachtete die Sache daher vorläufig nur als ein Experiment und miethete ihn für vier Wochen à drei Dollars per Woche, wobei Reisekosten für ihn und seine Mutter, sonstiger Unterhalt und Equipirung mir zur Last fallen sollten.

Mrs. Stratton erstaunte nicht wenig, als sie sah, daß ihr Sohn in meinen Ankündigungen als General Tom Thumb, ein eilfjähriger, eben aus England angekommener Zwerg, dem Publicum bekannt gegeben wurde. Der kleine Betrug dürfte nach meinem Dafürhalten um so leichter entschuldigt werden können, als der Zwerg, wie ich überzeugt bin, seit seinem sechsten Lebensmonat nicht viel mehr gewachsen ist.

Ich gab mir viele Mühe, mein Diminutiv-Wunder gehörig zu trainiren; ich brachte bei Tag wie bei Nacht viele Stunden mit dieser Beschäftigung hin, die auch ihr Ziel erreichte, weil er angebornes Talent und ungemein viel Vorliebe fürs Komische hatte. Er war mir sehr zugethan. Ich hege ebenfalls viel Theilnahme für ihn und glaube, daß er in diesem Augenblick eine der interessantesten Curiositäten ist, welche die Welt überhaupt je gesehen hat.

Nach Ablauf der ersten vier Wochen engagirte ich ihn für die Dauer eines Jahres; er erhielt sieben Dollars wöchentlich und das Versprechen einer Gratification von fünfzig Dollars nach Ablauf unseres Vertrages; dafür erwarb ich das Recht, ihn in der ganzen Ausdehnung der vereinigten Staaten zur Schau bringen zu dürfen. Er wurde von seinen Eltern begleitet, für die ich ebenfalls die Reisekosten zu tragen hatte.

Lange vor Ablauf des Jahres steigerte ich seinen Wochenlohn mit Vergnügen auf fünfundzwanzig Dollars; er verdiente sie, denn er war schnell ein Liebling des Publicums geworden. Ich brachte ihn sowohl im Museum als in vielen amerikanischen Staaten zur Schau und befand mich so wohl dabei, daß ich ihn nach Ablauf des Jahres auf ein zweites Jahr à fünfzig Dollars per Woche und gänzlicher Bestreitung aller seiner Bedürfnisse engagirte, wogegen ich das Recht erwarb, ihn nach Europa führen und dort zeigen zu dürfen.

Drittes Capitel.

Europäische Tour. — Tom Thumb.

Einschiffung nach England. — Abschiedsgedanken. — Der Tabakspaß — Höflichkeit statt Honorar. — Ein Yankee-Führer. — Düstere Aussichten. — Ein Sonnenblick. — Der Werth der Zwerge. — Der Londoner Director. — Zurückweisung adeliger Besuche. — Mr. Everett. — Besuch bei Rothschild. — Goldregen. — Lection in der Etiquette. — Tom Thumb vor der Königin. — Tom und der Pudel. — Der Prinz von Wales. — Königthum und Yankee Doodle. — Fashionable Popularität. — Die Königin Witwe. — Der eiserne Herzog und Bonaparte. — Kaiser Nicolaus. — Revue in Windsor. — Louis Philippe. — Königliche Industrie. — Das Waterloo-Schlachtfeld. — Verstorbene militärische Freunde. — Unerwarteter Vorfall. — Landessitte. — Ein Zechbruder. — Barbier-Manier. — Brummagen-Reliquien. — Der Werth macht den Mann. — Goldene Kälber. — Ein Tag bei Albert Smith. — Wer ist Shakespeare? — Guy von Warwick. — Ein Schwarm von Ausstellern. — Großes Tagwerk. — Castelljagd. — Yankee-Neugier. — Ein amerikanischer Prinz. — Verdächtige Würste. — Anekdote von Franklin. — Elektrische Glorie. — Ausgezeichnete Amerikaner. — Der General in Rom. — Ein Werth von fünfundzwanzig Cents. — Rundreise in den vereinigten Staaten. — Der General auf Cuba. — Truthühnerzucht.

Am 18 Jänner 1844 schiffte ich mich am Bord des neuen und prachtvollen Packetbootes »Yorkshire« nach Liverpool ein. Meine Gesellschaft bestand aus dem General Tom

Thumb, seinen Eltern, seinem Hofmeister und dem französischen Naturforscher, Professor Guillaudeu. Viele Freunde begleiteten uns bis an den Einschiffungsort und auch die Stadtmusikbande gab uns mit ihren Blasinstrumenten das Geleite.

Um halb ein Uhr verkündete die Glocke des Dampfers, der unser Schiff aus der Bucht heraus bugsirt hatte, daß die Trennungsstunde geschlagen hatte. Es entstand nun der gewöhnliche Lärm, der gewöhnliche Austausch von Abschiedsgrüßen, das gewöhnliche Händedrücken und Händeschütteln und mir wurde ganz ungewöhnlich weich zu Muthe und als die Musikbande die Melodie »Heimat, süße Heimat!« spielte, flossen meine Thränen ungemein reichlich.

Nun nahm die Entfernung zwischen dem Schiff und dem Dampfer schnell und bedeutend zu. Wir standen auf dem Hinterdeck, winkten mit den Schnupftüchern und als die Töne des »Yankee Doodle« über die Wässer her erschallten und uns zum Abschied begrüßten, ließen wir drei Hurrahs erschallen; ich ließ dann, übermannt von den widersprechendsten Gefühlen, meinen Thränen freien Lauf. Um zwei Uhr verließ uns der Lootse und so war der letzte sichtbare lebende Ring, der uns noch mit unserm Vaterlande verband, verschwunden.

Die Reise nach Liverpool ist schon oft beschrieben worden, daß ich mich jedes Details hierüber enthalte und nur solche Thatsachen und Abenteuer hervorhebe, welche den Faden in dieser Geschichte in seiner Fortsetzung erhalten können.

Windstille und theilweise ungünstige Winde waren Schuld daran, daß wir neunzehn Tage auf der Reise zubrachten. Ein besseres Schiff und einen besseren Capitän kann es nie gegeben haben. Nur wenige Passagiere waren genöthigt Neptun und den Fischen die gewöhnlichen Opfer zu bringen, ganz gegen meine Erwartungen war ich nicht unter diesen We-

nigen. Freundliche Geselligkeit und herzliche Späße erheiterten die Fahrt.

Die Mitreisenden waren großentheils englische Kaufleute aus Canada. Einer unter ihnen that sich auf seine Pfiffigkeit nicht wenig zu gute und behauptete öfter, er könne es an Schlauheit selbst mit einem Yankee aufnehmen. Die Großsprecherei wiederholte sich oft, daß ich und ein anderer Yankee endlich beschlossen, ihn ein wenig auf die Probe zu stellen. Am zehnten Tage der Fahrt ergab sich eine Gelegenheit hierzu. Es war fast völlige Windstille und ziemlich langweilig am Bord. Ich erinnerte mich eines alten Yankeestreiches, den ich nun an John Bull erproben wollte. Ich hatte die Sache mit meinem Yankee-Landsmann aus New-York ins Reine gebracht und schritt nun zur Ausführung. Ich schützte heftige Zahnschmerzen vor und fragte den Steward, ob im Schiffsmedicinkasten nicht vielleicht ein Werkzeug zur Ausziehung eines schmerzhaften Zahnes vorhanden sey. Als man mir eine verneinende Antwort gab, fragte ich die Mitreisenden, was ich denn gegen meine Schmerzen thun könnte. Mein Yankee-Freund rieth, Tabak warm zu machen und dann an die Wange zu halten. Ich nahm nun ein wenig Tabak, wickelte ihn in ein Papier von eigenthümlicher Farbe und legte das Päckchen behufs der Erwärmung auf den Ofen. Dann entfernte ich mich für einige Minuten, während welcher Zeit der Yankee vorschlug, man solle mir einen Streich spielen und das Papier mit Asche füllen. Dem Engländer gefiel der Vorschlag so gut, daß er den Tabak sogleich ins Feuer warf und Asche an seine Stelle legte.

Nun kam ich wieder zum Vorschein, legte das Papier mit anscheinender Gravität an mein Gesicht und ging — ein wahres Jammerbild des Schmerzes — in der Cabine auf

und ab. Die Passagiere hatten alle Mühe, das Lachen zu verbeißen. Ich hatte in meiner Tasche ein Papier mit Tabak so vorgerichtet, daß es dem Päckchen, das ich in der Hand hielt, täuschend ähnlich sah. Unvermerkt vertauschte ich die beiden. Gleich darauf rief der Engländer aus:

»Mr. Barnum, was haben Sie denn in dem Papier?«

»Tabak,« antwortete ich.

»Wollen Sie darauf wetten?« fragte er.

»Necken Sie mich nicht,« entgegnete ich; »mir thut mein Zahn ohnedies ganz entsetzlich weh; ich weiß, daß Tabak darin ist, weil ich ihn selbst hineingelegt habe.«

»Ich wette ein Dutzend Flaschen Champagner, daß kein Tabak darin ist.«

»Unsinn! ich werde nicht wetten, weil es kein ehrlich Spiel seyn würde; ich weiß ja, daß es Tabak ist.«

»Jetzt,« rief John Bull, »wette ich fünfzig Dollars, daß es kein Tabak ist.«

Er zählte bei diesen Worten zehn Sovereigns auf den Tisch auf.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht wetten kann, weil ich den Tabak selbst hineingelegt habe.«

»Sie getrauen sich nicht zu wetten.«

Um ihm einen Gefallen zu thun, ließ ich mich herbei, um den Champagner zu wetten.

Ganz entzückt machte der Engländer einen Rundsprung und brüllte mehr als er rief:

»Machen Sie das Papier auf, öffnen Sie es, geschwind!«

Die Reisenden drängten sich um den Tisch, um der Eröffnung beizuwohnen, da sich Alle mit Ausnahme des Yankee für überzeugt hielten, daß ich die Wette verlieren würde. Ich aber öffnete das Papier mit vieler Ruhe und sagte:

»Sehen Sie, ich habe Ihnen gesagt, daß es Tabak ist, wie konnten Sie nur so thöricht seyn und mir widersprechen, ich sagte Ihnen ja, daß ich den Tabak selbst hineingelegt habe.«

Die Passagiere blickten einander einen Augenblick lang erstaunt an, aber auch nur einen Augenblick, dann wurde der Engländer die Zielscheibe des allgemeinen Gelächters. Er machte ein Schafsgesicht, wie ich keines zuvor gesehen hatte. Der Bissen, den er schlucken mußte, war freilich gallbitter. Fünf Minuten lang vermochte er kein Wort hervorzubringen. Endlich rief er den Steward und ließ den Champagner herbringen; ganz niedergeschlagen bemerkte er dann gegen meinen Landsmann, daß das ein recht erbärmlicher Yankeestreich gewesen wäre.

Mehre Tage vergingen, ehe seine gute Laune wieder zurückkehrte. Endlich lachte er selbst über den ihm gespielten Streich, vermied es aber, sich wieder seiner gewaltigen Schlauheit zu rühmen.

Am achtzehnten Tag erweckte endlich der Ruf: Land in Sicht! große Heiterkeit an Bord. Bald konnten wir die Schneekuppen von Wales mit bloßen Augen wahrnehmen; drei Stunden später waren wir wohlbehalten im Hafen von Liverpool. Eine zahlreiche Menge drängte sich am Ufer und fragte eifrigst nach Tom Thumb, dessen Ankunft bereits angekündigt war. Seine Mutter wußte ihn aber unbemerkt ans Land zu schmuggeln.

Nachdem wir die vorgeschriebenen Gebühren im Zollhause für alles das entrichtet hatten, was wir nicht als englische Manufactur beschwören konnten, durften wir frei hingehen, wo wir wollten. Wir mietheten uns im besten Hôtel der Stadt ein, bezahlten einige halbe Dutzend Träger dafür, daß sie unser Gepäck angesehen hatten, da nicht die Hälfte

von ihnen Hand daran gelegt hatte, wuschen unsere Entrüstung hierüber mit einer halben Flasche Porter hinab und nahmen dann ein saftiges Roastbeef nebst andern Liverpooler Delicatessen zu uns.

Nach dem Essen ging ich aus, um die Stadt ein wenig zu besehen. Bald kam ich zum Nelson-Monumente. Während ich dessen Schönheit bewunderte, bot sich ein ehrwürdig aussehender, wohl gekleideter Gentleman freundlich an, mir die verschiedenen Devisen und Inschriften zu erklären. Seine ganze Seele schien an der Säule zu haften, die zur Erinnerung an den Ruhm eines edlen, tapfern Helden errichtet worden war. Er erklärte mir die Einzelnheiten des schönen Monuments mit so viel Wärme und Zuvorkommenheit, daß ich mich um so mehr zu seinen Gunsten eingenommen fühlte, als man mir von der Kälte und dem schroffen, abstoßenden Wesen der Engländer auf dem Schiffe zu wiederholten Malen ein Langes und Breites erzählt hatte.

»Hier,« sagte ich zu mir selbst, »sehe ich nun einen Engländer vor mir, einen ohne Zweifel reichen und geachteten Mann, der sich mir freiwillig mit der größten Vertraulichkeit nähert und seine Zeit einem Fremden schenkt, um demselben die Schönheiten eines edlen Monuments zu erklären, das auf seinen und seines Vaterlandes Stolz und Patriotismus wohlthuend einwirkt.« Unwillkürlich begann ich im Geiste das Vermögen des Mannes abzuschätzen und meinte, er müsse wenigstens seine zehntausend Pfund jährliches Einkommen werth seyn. Die menschliche Natur stieg bedeutend höher in meiner Betrachtung, während ich erwog, daß ein alter englischer Gentleman gleichzeitig so reich und so freundlich und uneigennützig seyn könne. Ich erwartete, daß er mich zu einem Besuche auf seinem Landgute einladen und mir seine

Equipage zur bequemern Besichtigung der Stadt zu Gebote stellen würde und wollte ihm schon zum Abschied meinen Dank ausdrücken, daß ich seine Güte so lang gemißbraucht hatte, als er die Hand ausstreckte und mich mit Ton und Geberde eines Bettlers darauf aufmerksam machte, daß er mir für jede Remuneration dankbar seyn würde, die ich ihm für seine Mühe geben wollte.

Mein schönes Traumbild von seiner vermeintlichen Größe zerschmolz in nichts; ich steckte ihm einen Shilling in die Hand, zog die Schnüre meiner Börse fest an, als ich sie wieder in die Tasche steckte und suchte schleunigst das Weite. Ich hatte noch nicht fünfhundert Schritte zurückgelegt, als meine Ansichten über die Großartigkeit der menschlichen Natur auf zwanzig Grad unter Null sanken; ich begann es als unumstößliche Thatsache anzusehen, daß man in England zwei und einen halben Shilling für das Anschauen eines Mannes und eine halbe Krone werde zahlen müssen, um mit ihm zu sprechen.

Am Abend desselben Tages kam ein großer, starkknochiger Mann zu mir ins Hôtel. Er stellte sich mir als einen Landsmann mit dem Bemerken vor, daß er sich glücklich schätzen würde, mir die vielen Merkwürdigkeiten Liverpools zu zeigen, an denen ein Fremder Behagen finden müsse.

Ich fragte ihn, wie lange er denn in Liverpool gewesen sey; er sagte: Beinahe eine Woche! Augenblicklich lehnte ich seine angebotenen Dienste ab und bedeutete ihn, daß ich, falls er nicht länger als eine Woche in Liverpool sey, wohl von England so viel als er wissen dürfte.

»O, da irren Sie sich. Ich war schon früher in England, obwohl ich erst vor Kurzem in Liverpool angekommen bin.«

»In welchem Theile Englands?«

»In der Gegend der Niagarafälle; ich habe dort viel mit englischen Soldaten zusammengelebt.«

Ich gab dem unverschämten Burschen zu verstehen, daß ich seiner Dienste nicht bedürfe; er entfernte sich schleunigst, als er fand, daß seine Schwindeleien bei mir keinen Anklang fanden.

Wenn diese Zusammenkünfte mich eben nicht sehr heiter stimmten, so wurde meine Melancholie durch einen weitern Vorfall, der noch an demselben Tage stattfand, nicht sonderlich zerstreut.

Der Inhaber eines Wachsfigurencabinets sehr untergeordneten Ranges kam zu mir. Er hatte von der Ankunft der außerordentlichen amerikanischen Curiosität gehört und machte mir den Antrag, ich solle ihm den General Tom Thumb à zehn Dollars per Woche für sein Cabinet überlassen.

Obwohl ich über den Vorschlag im ersten Momente lachen mußte, so stimmte mich doch der Gedanke bald wieder trübsinnig, daß Zwerge vielleicht nur geringe Anziehungskraft in England besitzen dürften. Ich begann am Heimweh zu leiden und meine Prospecte sehr düster und niederschlagend zu finden. Ich war ein Fremder in fremdem Lande. Ich hatte meine Empfehlungsschreiben noch nicht abgegeben, hatte auf englischem Boden noch kein freundliches Gesicht gesehen, noch keine freundliche Stimme gehört. Als die Dunkelheit hereinbrach, begannen die vollgedrängten Straßen Liverpools nach und nach leer zu werden. Ich fühlte mich in unsäglicher Weise vereinsamt; auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, muß ich eingestehen, daß mir das Weinen sehr nahe war. Die ganze Nacht hindurch glaubte ich im Traum die Melodie »Heimat, süße Heimat!« zu hören.

Am nächsten Morgen wurde mein Horizont etwas heller. Ich erhielt ein Billet folgenden Inhalts:

»Madame Celeste erlaubt sich, Herrn Barnum und seinen Freunden ihre Loge für den Abend zur Verfügung zu stellen.«

Ich nahm die verbindliche Einladung mit vielem Danke für den nächsten Abend an.

In der Loge neben jener der Madame Celeste (in welcher meine Gesellschaft und auch General Tom Thumb saß, der zum Theil von seines Hofmeisters Rock verdeckt war) befand sich ein Herr und eine Dame, deren Erscheinung sowohl Intelligenz als Reichthum verkündete. Tom Thumb's Theilnahme, mit welcher er die Vorstellung verfolgte, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich und die Dame sagte zu mir:

»Was Sie doch da für ein klug aussehendes Kind haben! Es scheint wirklich schon Interesse für die Bühne zu haben!«

»Bitte um Entschuldigung, Madame,« sagte ich, »das ist kein Kind, sondern General Tom Thumb.«

»Wirklich!« rief Herr und Dame in einem Athem aus. Die reichlich vorausgeschickten Ankündigungen unseres Besuches waren ihnen bereits zu Gesicht gekommen; der Anblick des Pygmäenwunders bestätigte Alles, was sie zuvor nur gehört hatten. In ihrem freudigen Erstaunen gaben sie mir sogleich in höchst schmeichelhafter und dringlicher Weise den gutgemeinten Rath, den General nach Manchester, der Stadt, in der sie wohnten, zu bringen, da nach ihrer Versicherung die Ausstellung dort sehr nutzbringend seyn würde.

»Hier,« dachte ich, »wäre nun ein hübsches Gegenstück

zu dem Vorschlag des Wachsfigurenmannes; diese achtungswerthen Leute wissen eine Curiosität gehörig zu schätzen.«

Ich baute schon die schönsten Luftschlösser, in denen ich im Geiste die Goldernten aufstapelte, welche ich von den Baumwoll-Lords in Manchester erwartete.

Ich dankte meinen neuen Freunden für ihren Rath und ihre Ermuthigung und erlaubte mir sie um ihre Ansicht bezüglich der Höhe der Eintrittspreise zu fragen.

»Der General ist eine so interessante Seltenheit,« meinte die Dame, »daß Sie ungescheut zwei Pence fordern können.«

Ihr Gatte, der offenbar der Staatsökonom der Familie war, fiel ihr jedoch rasch ins Wort.

»Ich bin fest überzeugt,« sagte er, »daß Sie bei einem so hohen Preise keine Geschäfte machen würden; Sie dürfen nur einen Penny fordern, was der gewöhnliche Eintrittspreis ist, um Riesen und Zwerge in England sehen zu lassen.«

Das war zu arg! In mir aber rief der Rückschlag die alte Energie wieder ins Leben; ich war wieder ich selbst und rief aus:

»Nie soll er um weniger als einen Schilling gezeigt werden; gewisse Mitglieder des hohen und niedern englischen Adels sollen mir aber das Recht, ihn zu Gesichte bekommen zu dürfen, noch mit Gold bezahlen müssen.«

Es war meine Absicht gewesen, direct nach London zu gehen und meine Operationen — wenn möglich — im Hauptquartier, d. h. im königlichen Palaste selbst, zu beginnen. Bald erfuhr ich jedoch, daß die königliche Familie in Trauer sey, weil Prinz Alberts Vater vor Kurzem gestorben war; Unterhaltungen fanden daher bei Hofe für den Augenblick nicht statt. Meine Empfehlungsbriefe verschafften mir bald

freundschaftliche Beziehungen zu vielen ausgezeichneten Familien; man forderte mich auf, einen Saal zu miethen und den General dem Liverpooler Publicum eine kurze Zeit hindurch zur Schau zu bringen.

Mittlerweile erhielt ich auf confidentiellem Wege aus London die Anzeige, daß Mr. Maddor, Director vom Princeß-Theater nach Liverpool kommen werde, um meinen Zwerg zu sehen und mit mir ein Uebereinkommen zu treffen. Er kam in tiefem Incognito, wurde aber von mir alsogleich bemerkt, da mich mein Freund auf ihn aufmerksam machte. Als ich auf ihn zu trat und ihn beim Namen nannte, war er ganz erstaunt und sprach sogleich den Grund aus, der ihn nach Liverpool gebracht hatte. Das Resultat unserer Besprechung war ein Engagement, daß der General an drei Theaterabenden in seinem Theater auftreten solle. Auf länger wollte ich nicht eingehen und selbst dieses, obwohl sehr gut bezahlte Engagement schloß ich nur deswegen ab, weil ich es gewissermaßen als eine Art von Ankündigung betrachtete.

Der General feierte solche Triumphe im Princeß-Theater, daß es sich nur schwer hätte entscheiden lassen, wer denn am zufriedensten war, die Zuschauer, der Director oder ich. Das Publicum war zufrieden, weil ihm der Gegenstand der Schaustellung gefiel, der Director, weil er viel Geld einnahm, und ich, weil mir in solcher Weise eine sichere Garantie für spätere Erfolge in London gegeben wurde. Der Director wollte das Engagement zu höhern Preisen erneuern; ich hatte aber meinen Zweck in genügender Weise erreicht. Aller Orten hieß es, General Tom Thumb sey eine Seltenheit, wie man sie nie zuvor gesehen, und nun konnte ich muthig daran gehen, ihn dem Publicum in der mir bestens zusagenden Weise auf eigene Rechnung vorzuführen.

Ich hatte eine möblirte Wohnung im Westend, Bondstreet, als im Mittelpunkt der vornehmen Welt, gemiethet. Lord Brougham und ein halbes Dutzend Familien aus der höchsten und mittlern Aristokratie waren meine Nachbarn. Lord Talbot hatte das Haus einige Jahre zuvor bewohnt. Von dieser prachtvollen Wohnung aus ließ ich Einladungsschreiben an die verschiedenen Redacteure und mehre Mitglieder des Adels ergehen; ich erbat mir die Ehre ihres Besuches, um den General zu besichtigen.

Viele kamen in Folge dieser Einladung und waren sehr befriedigt. Es stellten sich auch Nichteingeladene ein; diese aber wurden trotz der auf den Wagenschlag gemalten Wappen zurückgewiesen.

So politisch diese Maßregel auch aussah, so war sie doch unter den vorliegenden Umständen weder gewagt noch seltsam. Noch hatte ich keine öffentliche Schau angekündigt; dem Privaten aber, einem amerikanischen Gentleman stand es zu, die Würde seiner Stellung aufrecht zu halten.

Mein Diener, den ich nach englischem Styl beflunkert und gepudert hatte, erhielt den Befehl, Niemanden vorzulassen, der nicht Einladungskarten bringen würde. Er that dies in so manierlicher Weise, daß sich Niemand beleidigt fühlen konnte; überdies erhielt Jedermann, der in solcher Weise zurückgewiesen worden war, sogleich eine Einladungskarte zugeschickt.

Während der ersten Woche unseres Londoner Aufenthaltes kam auch Mr. Everett, der amerikanische Gesandte, an den ich empfohlen war, zu uns; die Diminutivgestalt des kleinen, aber bereits berühmt gewordenen Landsmanns ergötzte ihn höchlich. Er lud uns für den nächsten Tag zum Speisen und seine Familie überhäufte den jungen Amerikaner

mit Geschenken. Mr. Everett verhieß seinen Einfluß im königlichen Palaste zu unsern Gunsten persönlich verwenden zu wollen, damit Tom Thumb Ihrer Majestät der Königin vorgestellt werden könne.

Wenige Abende später schickte die Baronin Rothschild ihre Equipage nach uns. Sie bewohnt ein sehr schönes Haus in Piccadilly. Wir wurden von einem halben Dutzend sehr elegant schwarz gekleideter und weiße Cravaten und Handschuhe tragender Bedienten empfangen. Ein einziger alter Bursche war in Livrée gekleidet, über und über betreßt und mit einer weißgepuderten Perrücke geschmückt. Die große Hausflur war glänzend beleuchtet und mit Statuen an beiden Seiten besetzt. Man führte uns eine breite Marmortreppe hinauf; ein elegant gekleideter Diener, den ich unter andern Umständen für ein Mitglied der Familie gehalten haben würde, meldete uns an der Salonthür.

Als wir in den Salon traten, wurde ich von solcher Pracht überrascht, daß ich keine Worte zu deren Schilderung finde. Die Baronin saß auf einem prachtvollen, mit reichem Seidendamast überzogenen Divan; es waren deren mehre vorhanden; außerdem befanden sich noch viele, sehr kunstvoll geschnitzte, überaus reich vergoldete, mit Sammt überzogene Stühle im Saale. An jeder Seite des Camins standen Marmorstatuen, dann sah man noch Schränke, deren Thüren fast ausschließlich aus großen Glasscheiben bestanden, die Urnen, Vasen und unzählige Kunstgegenstände aus Gold, Silber, Diamanten, Alabaster, Perlen rc. enthielten. Die aus kostbaren Hölzern gearbeiteten, prachtvoll eingelegten Tische waren mit Bijoux aller Art förmlich bedeckt. In gleichem Styl war das Getäfelwerk an den Wänden, die

Vorhänge an den Fenstern und die sonstigen Ornamente, die Kronleuchter, Candelaber und die unzähligen Dinge, zu deren würdiger Schilderung ich keine Worte finde.

Wir brachten dort ungefähr zwei Stunden zu. An zwanzig Herren und Damen waren gegenwärtig. Als wir uns empfahlen, wurde mir eine elegante, wohlgefüllte Börse in die Hand gesteckt; ich ward mir bewußt, daß der goldene Schauer jetzt zu fallen begann.

Ein ähnliches Erlebniß in dem Hause des ausgezeichneten Banquiers Drummond bestärkte mich bald in meiner Voraussetzung.

Ich miethete nun die sogenannte »egyptische Halle« in Piccadilly; meine Ankündigungen zogen bald eine Flut von Zuschauern herbei, in deren Mitte der Reichthum und Glanz Londons in bedeutenden Verhältnissen repräsentirt waren.

Ich traf diese Arrangements, weil ich wenig Hoffnung hegte, bald in den Appartements der Königin Zulaß zu erhalten; Mr. Everett war jedoch in recht großmüthiger Weise für mich thätig.

Eines Morgens war ich und der vortheilhaft bekannte Schriftsteller, Charles Murray, der eine hohe Stellung im Haushalte der Königin inne hatte, bei ihm zum Frühstück geladen.

Im Verlauf des Gesprächs erkundigte sich Mr. Murray nach meinen Plänen; ich sagte ihm, ich hätte die Absicht, bald nach dem Continent abzureisen, obwohl ich mich glücklich schätzen würde, wenn der kleine Tom Thumb der Königin vorgestellt werden könnte; ich fügte hinzu, daß diese Gunst mir von großem Nutzen seyn müßte.

Mr. Murray bot mir seine freundliche Vermittlung in

der Sache an; einige Tage später brachte mir ein großer, recht vornehm aussehender Gardist ein Billet, in dem General Tom Thumb und Herr Barnum eingeladen wurden, an einem bestimmten Abend in den Buckinghampalast zu kommen. Mündlich wurde mir noch durch Herrn Murray auf Befehl Sr. Majestät zu wissen gethan, daß der General ohne alles Ceremoniell vor sie gebracht werden und keine Titulaturen gebrauchen sollte, da die Königin ihn in seiner ganzen Natürlichkeit ohne Zwang zu sehen wünsche.

Um diese Veranlassung möglichst auszubeuten, ließ ich ein Placat an die Thür der egyptischen Halle mit folgender Aufschrift befestigen:

»Die Halle bleibt heute Abend geschlossen, da General Tom Thumb auf Befehl Ihrer Majestät im Buckinghampalast ist.«

Bei meiner Ankunft im Palaste gab mir der dienstthuende Lord Anweisung über das in Gegenwart der Königin zu beobachtende Benehmen. Ich sollte in keiner Weise direct zur Königin sprechen, sondern alle Fragen Ihrer Majestät durch ihn beantworten. Beim Fortgehen sollte ich immer rücklings gehen und das Gesicht Ihrer Majestät zugewendet halten; der erlauchte Lord zeigte mir an seiner eigenen erhabenen Person, wie ich diese Rückwärtsbewegung einzurichten habe. Man wird sogleich sehen, in wie weit ich seinen Unterricht und sein Beispiel zu benützen verstand.

Wir wurden durch einen langen Corridor zu einer breiten Marmortreppe geführt, die zu der prachtvollen Gemäldegallerie der Königin führte; in dieser warteten Ihre Majestät, Prinz Albert, die Herzogin von Kent und zwanzig bis dreißig vornehme Herren und Damen unserer Ankunft. Als die Thüren geöffnet wurden, standen sie am entgegengesetzten

Ende des Saales; der General watschelte herein; er sah wie eine Wachspuppe aus, die mit der Fähigkeit der Bewegung begabt war. Staunen und Ergötzen waren auf den Gesichtern des vornehmen Zirkels bemerkbar, als sie dieses Musterchen von Menschheit noch viel kleiner fanden, als sie erwartet hatten.

Mit festem Schritte bewegte sich der General vorwärts; in gehöriger Distanz blieb er stehen, machte eine sehr graziöse Verbeugung und rief aus:

»Guten Abend, meine Damen und Herren!«

Lautes Gelächter entstand in Folge dieser Begrüßung. Die Königin nahm ihn dann bei der Hand, führte ihn in der Gallerie herum und richtete viele Fragen an ihn, deren Beantwortung die Gesellschaft in fortwährender Heiterkeit erhielt. Der General bemerkte in ganz vertraulichem Tone gegen die Königin, daß ihre Gemäldegallerie »ganz ausgesuchte Stücke« enthalte; er sagte dann, daß er den Prinzen von Wales gern sehen möchte. Die Königin erwiederte, der Prinz wäre bereits zu Bette gebracht worden; er solle ihn ein andermal zu sehen bekommen. Nun producirte der General seine Gesänge, Tänze, Nachahmungen 2c., nach mehr als stundenlangem Gespräche mit dem Prinzen Albert und der übrigen Gesellschaft gestattete man uns fortzugehen.

Ehe ich die Zufälle, die mir bei meinem »Rücklingshinausgehen« passirten, beschreibe, muß ich zugestehen, daß ich den Rathschlägen des dienstthuenden Lords leider sehr wenig nachkam. Während Prinz Albert und Andere sich mit Tom beschäftigten, richtete die Königin Fragen an mich über seine Herkunft, Geschichte 2c. Zwei- bis dreimal hatte ich meine Antworten in der mir vorgeschriebenen Weise vorgebracht. Die Umwege wollten mir jedoch nicht recht zusagen

und endlich mußte sich der dienstthuende Lord wohl sehr geärgert haben, als ich mich in ein directes Gespräch mit Ihrer Majestät einließ. Sie schien meine Kühnheit jedoch nicht im Mindesten übel zu nehmen, denn sie setzte das Gespräch sogleich direct mit mir fort. Ich fühlte mich recht behaglich in ihrer Gegenwart; ihre liebenswürdige Manier bildete den interessantesten Gegensatz zu der steifen Förmlichkeit, die ich so oft an adeligen Parvenus gesehen hatte.

Die Königin trug ein einfaches, schwarzes Kleid und keinen Schmuck, während die sie umgebenden Damen von Diamanten strahlten; hätte ich es nicht gewußt, ich würde nie gedacht haben, die Königin von England vor mir zu sehen.

Der dienstthuende Lord mochte wieder milderen Sinnes gegen mich geworden seyn, als er sah, daß ich seine Lehren bezüglich der Art und Weise meiner Entfernung befolgte. Er war an diese Procedur sehr gewöhnt, und darum so ziemlich im Stande, Schritt oder eigentlich Rücken mit mir zu halten; bald aber ging ich ihm zu schnell. Wir hatten einen bedeutenden Raum in der langen Gallerie zurückzulegen, ehe wir die Thür erreichten. Als der kleine General fand, daß er uns in dieser Weise nicht folgen konnte, machte er sich von mir los, rannte ein paar Schritte weiter, begann dann wieder rücklings zu gehen, dann begann er neuerdings zu laufen, bis die Gallerie vom Gelächter der königlichen Zuschauer widerhallte. Der ganze Auftritt war wirklich wunderschön, am meisten aber war es der Schluß.

Der Lieblingspudel der Königin nahm meinem Zwerg endlich das Laufen übel; er fing so heftig zu bellen an, daß er den General erschreckte und aus der Fassung brachte. Er erholte sich jedoch sogleich wieder und begann mit seinem klei-

nen Rohr einen Angriff auf den Pudel; ein komischer Kampf entspann sich, der die Heiterkeit der königlichen Gesellschaft nur noch mehr erhöhte.

Diese Scene hatte in der Nähe der Ausgangsthür stattgefunden. Wir waren kaum in das Vorzimmer gekommen, als ein Herr uns schon nachkam und die Hoffnung Ihrer Majestät aussprach, daß der General wohl nicht Schaden genommen haben werde; der diensthuende Lord fügte scherzhaft hinzu, daß wenn einer so berühmten Persönlichkeit im Hause der Königin ein Unglück widerfahren wäre, man eine Kriegserklärung von Seiten der vereinigten Staaten befürchten müsse.

Die Höflichkeiten im königlichen Palaste wollten noch kein Ende nehmen; wir wurden in ein Zimmer gebracht, in welchem man uns Erfrischungen vorsetzte. Wir ließen diesen volle Ehre widerfahren, obwohl mein Geist mehr in die Zukunft blickte, als in der Gegenwart verweilte. Mir war sehr viel daran gelegen, daß in dem am nächsten Morgen erscheinenden »Hofjournal« etwas mehr als blos eine Zeile über das Erscheinen des Generals in den Appartements der Königin enthalten seyn sollte; ich erkundigte mich und erfuhr, daß der Gentleman, der mit Abfassung von derlei Berichten betraut war, sich ebenfalls im Palast befand. Auf meine Bitte wurde nach ihm geschickt, und er kam meiner Bitte um einen solchen Bericht, wie ich ihn wünschte, auf's Freundlichste nach. Er ließ mich denselben sogar selbst abfassen, und ich hatte am nächsten Tage das Vergnügen, meinen Aufsatz wörtlich eingerückt zu sehen.

Der Zudrang wurde nun so groß, daß ich die räumlichere, in demselben Gebäude befindliche, vor Kurzem von

dem Amerikaner Catli zur Ausstellung seiner amerikanischen und indischen Curiositäten benützte Halle miethen mußte.

Bei unserem zweiten Besuche im königlichen Palaste wurden wir in dem sogenannten »gelben Salon« empfangen, einem prachtvollen Gemache, das an Glanz und Herrlichkeit Alles übertraf, was ich in dieser Art bisher gesehen hatte. Es ist mit reichem, gelbem Atlas austapezirt; Divans, Sophas und Sessel sind mit demselben Stoffe überzogen. Vasen, Urnen und sonstige Ornamente sind dort sämmtlich von moderner und ausgezeichneter Arbeit. Die Wände des Zimmers und das Getäfel waren mit goldenen Zierrathen geschmückt; die Carnieße waren sorgfältig geschnitzt und vergoldet. Auch Tische, Claviere u. s. w. waren mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

Man hatte uns in diesen herrlichen Salon geführt, ehe noch die Königin und ihre Gesellschaft vom Speisen gekommen waren. Als die Herrschaften eintraten, verbeugte sich der General auf's ehrfurchtsvollste, bemerkte gegen Ihre Majestät, daß er nun schon zum zweiten Male die Ehre habe, vor ihr erscheinen zu dürfen, und fügte hinzu, daß er diesen Salon hübscher finde als den ersten, und daß ihm die Candelaber hier sehr gefielen.

Die Königin nahm ihn lächelnd bei der Hand und sagte: »Sie hoffe, daß er sich wohl befände.«

»Ja, Madame,« versetzte er; »es geht mir ganz vortrefflich.«

»General,« fuhr die Königin fort, »hier ist der Prinz von Wales.«

»Wie geht es denn, Prinz?« sagte der General, indem er den Prinzen an der Hand faßte und diese schüttelte; neben dem Prinzen stehend, bemerkte er sodann:

»Der Prinz ist größer als ich, ich fühle mich aber stark genug, um es mit Jedermann aufnehmen zu können.«

Hierauf schritt er im Zimmer mit den stolzen Schritten eines Truthahns auf und ab, während die Gesellschaft sich vor Lachen kaum zu halten vermochte.

Nun wurde die älteste Prinzessin in den Salon gebracht; der General führte sie sogleich zu seinem eleganten kleinen Sopha, das wir mitgebracht hatten, und setzte sich mit sehr feinem Benehmen neben sie. Bald hernach stand er auf und producirte seine Künste, wofür ihm die Königin ein kostbares eigens für ihn bestelltes Souvenir überreichte; dankend nahm er es mit der Versicherung an, er sey ihr ungemein verbunden und werde das Andenken lebenslang auf's sorgfältigste bewahren.

Die Königin der Belgier (eine Tochter Louis Philipps) war bei dieser Gelegenheit gegenwärtig. Sie fragte den General, wohin er denn von London aus gehen werde.

»Nach Paris,« lautete seine Antwort.

»Wen möchten Sie denn dort gern sehen?« fuhr sie in ihren Fragen fort.

Alle erwarteten, daß er sagen würde: den Beherrscher der Franzosen, der kleine Bursche aber entgegnete:

»Ich werde Herrn Guillaudeu in Paris sehen.«

Die beiden Königinnen sahen mich fragend an; als ich ihnen sagte, daß Herr Guillaudeu ein französischer Naturforscher sey, lachten sie Beide recht herzlich.

Bei unserem dritten Besuche im Buckinghampalaste war auch Leopold, König der Belgier, anwesend. Er unterhielt sich sehr gut und richtete sehr viele Fragen an ihn. Königin Victoria äußerte den Wunsch, daß der General ein

Lied singen möge und fragte ihn, welches Lied er denn vorzöge.

»Yankee Doodle,« lautete die ohne Zögern gegebene Antwort.

Ich hatte dieselbe eben so wenig als die königliche Gesellschaft erwartet. Als die hierdurch hervorgerufene Fröhlichkeit ein wenig nachließ, bemerkte die Königin in guter Laune:

»Das ist wirklich ein recht hübsches Lied, General; singen Sie es, wenn Sie so gut seyn wollen.«

Er that es; bald hernach entfernten wir uns.

Ich muß noch bemerken, daß mir nach jedem dieser drei Besuche im Buckinghampalast auf Befehl der Königin ein sehr schönes Douceur überschickt wurde. Dies war jedoch nur der kleinste Theil von den Vortheilen, die mir aus diesen Besuchen erwuchsen, was Jedem klar werden wird, der da weiß, welche Kraft ein vom Hofe gegebenes Beispiel in England hat.

Das englische Publicum war nun im höchsten Grade aufgeregt. Tom Thumb nicht gesehen haben, wäre eine Versündigung an der Mode gewesen; der Zudrang hörte vom 20. März bis zum 20. Juli auch nicht einen Tag auf; die durchschnittliche Einnahme betrug fünfhundert Dollars täglich, bisweilen aber auch bedeutend mehr. Zur fashionablen Stunde standen oft gleichzeitig fünfzig bis sechzig elegante Equipagen vor unserem Besuchslocale.

Alle illustrirten Zeitungen brachten Abbildungen des kleinen Generals. Polkas und Quadrilles wurden nach ihm benannt, Lieder auf ihn gedichtet. Er war ein stehendes Thema für den »Londoner Punch,« ein Umstand, der mir und dem General sehr zu statten kam.

Für den Empfangssaal hatten wir nur vierundvierzig

Pfund Sterling wöchentlich zu zahlen; unsere Hausausgaben betrugen nicht mehr als ein Pfund wöchentlich. Ich glaube nicht, daß unsere Gesammtausgaben täglich, einschließlich Druck- und Anschlagzettelkosten, über fünfzig Dollars per Tag betrugen.

Außer den öffentlichen, dreimal im Tage stattfindenden Productionen wurde der General drei- bis viermal wöchentlich zu Gesellschaft geladen, wofür wir mit je acht bis zehn Guineen bezahlt wurden. Solche Besuche machten wir oft zwei in einem Abend und mußten öfter die Einladung zu einem dritten ablehnen.

Eines Nachmittags wurden wir auf Verlangen der Königin Witwe Adelheid nach Marlborough-House bestellt. Der General legte sein Hofkleid an, nemlich einen reichgestickten Sammtrock, kurze Kniehosen, eine weiße gestickte Atlasweste, weiße seidene Strümpfe, Perrücke, Haarbeutel, Federhut und Galanteriedegen.

»Nun, General,« sagte die Königin Witwe, »Sie sehen ja heute ganz außerordentlich hübsch aus.«

»Mir kommt es auch so vor,« antwortete der General mit großer Selbstgefälligkeit.

Die Gesellschaft war zahlreich und gehörte größtentheils dem höchsten Adel an. Der alte Herzog von Cambridge bot dem General eine Prise an, die dieser jedoch höflichst ablehnte.

Er sang sodann seine Lieder, führte seine Tänze aus, producirte seine Späße zum großen Ergötzen der hochgestellten Mitglieder des vornehmen Cirkels.

»Lieber, kleiner General,« sagte die freundliche Königin, indem sie ihn auf ihre Kniee nahm, »ich bemerke eben,

daß Sie keine Uhr haben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Uhr mit einer Kette zum Geschenk zu machen?«

»Ich würde eine sehr große Freude damit haben,« versetzte der General, dessen Augen vor Vergnügen funkelten.

»Ich lasse Ihnen eigens eine machen,« antwortete die Königin, die sogleich den Lord H... herbeirief und ihn ersuchte, die diesfälligen Befehle zu geben. Einige Wochen später wurden wir abermals nach Marlborough-House beschieden.

Es waren diesmal sehr viele Kinder aus vornehmen Familien zugegen. Nach den ersten Begrüßungen schenkte die Königin Adelheid dem General eine schöne kleine goldene Uhr und hing ihm mit eigenen Händen die Kette um den Hals. Der kleine Bursche war hoch entzückt und fand nicht Worte genug, um seinen Dank auszudrücken. Die gute Königin gab ihm einige Rathschläge, seine Aufführung betreffend, die er gewissenhaft zu befolgen versprach. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit mit vielem Vergnügen, daß der General nie zu fluchen oder sich gemeiner Ausdrücke zu bedienen pflegte. Gegen seine Moralität ließ sich nicht der leiseste Tadel erheben und seine Laune war immer eine sehr liebenswürdige und freundliche.

Die schöne, kleine Uhr und das Geschenk der Königin Victoria wurden in unserm Empfangssaale unter einem Glassturze gebührlicher Weise zur Schau ausgestellt und auch in den Zeitungen gehörig ausposaunt. Diese Geschenke trugen nebst andern kostbaren Präsenten, unter denen ich eine kostbare goldene, mit Türkisen besetzte Dose hervorhebe, sehr viel bei, um die Zuschauer herbeizulocken. Der Herzog von Wellington erwies uns die Ehre häufiger Besuche. Als er das erste Mal kam, stellte der General eben den Kaiser Napoleon Bo-

naparte dar; er war vollständig militärisch gekleidet, schritt, anscheinend in tiefes Nachdenken versunken, ganz gravitätisch auf und ab und nahm mit vieler Würde von Zeit zu Zeit eine Prise Schnupftabak. Ich stellte ihn dem eisernen Herzog vor, der ihn nach dem Gegenstand seinen Meditationen fragte.

»Ich habe eben über den Verlust der Schlacht bei Waterloo nachgedacht,« antwortete er, ohne sich lange zu besinnen.

Diese ungemein passende Antwort wurde rasch in Stadt und Land bekannt und brachte uns bedeutende Summen ein.

Im Juni 1844 kam der Kaiser von Rußland zum Besuche der Königin Victoria nach England. Ich hatte Gelegenheit, ihn bei mehrern öffentlichen Anläßen zu sehen.

So wohnte ich am 5. Juni einer großen Revue der königlichen Truppen im Windsorpark bei, die zu Ehren und in Gegenwart des Kaisers von Rußland und des Königs von Sachsen gegeben wurde. General Tom Thumb war eine Woche zuvor diesem Monarchen und Ibrahim Pascha vorgestellt worden.

Der Weg nach Windsor war mit einer ununterbrochenen Reihenfolge von Wagen und Fußgängern besetzt; der Anblick erinnerte mich an das Gedränge auf der Epsonstraße am Derbytag. Die Königin und ihre erlauchten Besuche langten um 12 Uhr im großen Windsorpark an. Das Herannahen des königlichen Cortege wurde durch das Geschrei und Rufen vieler Hunderte von Menschen verkündet. In einer Equipage saßen der Prinz von Wales und die königlichen Prinzessinnen. Vor der Equipage der Königin ritt der Kaiser von Rußland, links Prinz Albert in Feldmarschallsuniform, rechts der König von Sachsen. Der Kaiser trug eine dunkelgrüne russische Uniform und einen schwarzen Helm

mit weißen Federn. Gleich hinter dem Kaiser ritt der Herzog von Wellington mit einer glänzenden Suite, in deren Mitte sich Sir Robert Peel mit dem an ihm bekannten einfachen blauen Fracke sehr abstechend ausnahm. Neben dem Kaiser ritt der Herzog von Cambridge.

Ich glaube nicht, daß irgend eine zum hohen Adel in London gehörende Persönlichkeit es unterlassen hat, den General Tom Thumb entweder in der eigenen Wohnung oder in der Wohnung eines Freundes oder in der egyptischen Halle aufzusuchen.

Bei vielen Personen vom höchsten Rang wurde er als Schooßkind behandelt. Ich nenne aus Vielen nur Sir Robert und Lady Peel, den Herzog und die Herzogin von Buckingham, die Herzoge von Bedford und Devonshire, den Grafen d'Orsay, Lady Blessington, Daniel O'Connell, die Lords Adolphus Fitzclarence und Chesterfield, die Gebrüder Baring ꝛc.

Wir hatten freien Eintritt in alle Theater, öffentliche Gärten und Unterhaltungsplätze; wir kamen häufig mit den angesehensten Künstlern, Redacteuren, Dichtern und Schriftstellern des Landes zusammen.

Albert Smith war und ist einer meiner Specialfreunde. Er schrieb eigens eine Komödie auf den General unter dem Titel: »Hop, hop, mein Thumb,« die mit vielem Beifall auf mehren Bühnen Londons und der Provinzen gegeben worden ist. Wir blieben über drei Jahre von Amerika weg und bereisten fast jede Stadt Englands und Schottlands, so wie auch Dublin und Belfast in Irland. Am letzten Tage unserer Anwesenheit in Dublin betrug unsere Einnahme zweihunderteinundsechzig Pfund, nachdem wir uns schon eine ganze Woche hindurch in der großen Rotunda hatten sehen

lassen. Noch am selben Abend spielten wir im Theater, wofür wir fünfzig Pfund erhielten. Wir bereisten auch ganz Frankreich und Belgien; in Brüssel hatten wir die Ehre, im königlichen Palaste unsere Aufwartung machen zu dürfen.

In Frankreich besuchten wir Louis Philipp und die königliche Familie zu vier verschiedenen Malen; außerdem wurden wir noch zu Unterhaltungen im Tuilerienpalaste geladen, zum Beispiele zu Feuerwerken am Geburtstage des Königs. Louis Philipp, seine Gemalin und seine Schwester Adelaide hielten große Stücke auf den General und machten ihm sehr viele werthvolle Geschenke; auch von der Herzogin von Orleans und den andern Mitgliedern der königlichen Familie wurde er reichlich bedacht. Mit mir unterhielt sich Louis Philipp sehr viel über Amerika; er sagte mir, er habe zu wiederholten Malen in den Wigwams mehrer indianischer Stämme geschlafen; die Unterhaltung und das Gespräch in der königlichen Familie waren im höchsten Grade ungezwungen.

Mein letzter Besuch bei dieser herrlichen Familie hat in Saint-Cloud stattgefunden. Der Anblick, der mir dort zu Theil wurde, erquickte mein Herz und dürfte sowohl dem englischen Adel, als der amerikanischen Aristokratie zur nützlichen Belehrung dienen.

Der kleine General brachte eine Stunde bei der königlichen Familie zu; jedes Mitglied derselben machte ihm ein Abschiedsgeschenk, überhäufte ihn mit Küssen, wünschte ihm glückliche Reise und ein langes, fröhliches Leben. Bei dieser Gelegenheit, aber auch nur dieses eine Mal und das auf besonderes Verlargen des Königs, erschien General Tom Thumb als Napoleon Bonaparte in vollem Anzuge. Nachdem wir uns von der königlichen Gesellschaft beurlaubt hatten, zogen

wir uns in einen andern Theil des Palastes zurück, um den General die Kleider wechseln zu lassen und einige Erfrischungen zu uns zu nehmen.

Als wir eine halbe Stunde später den Palast verlassen wollten, mußten wir abermals an einem Sitzzimmer vorüberkommen, in welchem die königliche Familie den Abend zubrachte; da die Thür offen stand, so bemerkten Einige den General und riefen ihm zu, er möge doch noch einmal hereinkommen und ihnen noch einmal die Hände drücken. Als wir dieser Einladung Folge leisteten, fanden wir die königlichen Damen rund um einen Tisch sitzen; vor jeder standen zwei Kerzen und alle waren mit Sticken beschäftigt, während eine junge Dame laut aus einem Buche vorlas. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß; ich glaube aber, daß man einen solchen Anblick selten in irgend einer aristokratischen Familie diesseits oder jenseits des Meeres sehen wird. In Paris werden öfter fromme Versteigerungen zu Gunsten der Armen veranstaltet und häufig habe ich bei solchen Gelegenheiten Stickereien zum Verkaufe ausbieten sehen, an denen Zettel angeheftet waren, auf welchen bemerkt war, sie seyen von den Herzoginnen von Orleans und Nemours, Madame Adelaide ꝛc. angefertigt worden.

In Paris sammelte der General als Schauspieler große Lorbeeren. Zwei Monate hindurch spielte er allabendlich in einem eigens für ihn geschriebenen Stücke »der kleine Däumling.«

Von Paris aus machten wir eine Tour durch ganz Frankreich. Wir schafften uns zu diesem Behufe mehre Reisewagen an, worunter auch ein Fourgon auf Federn war, in welchem sich des kleinen Generals Miniaturequipage und

shetländische Ponies befanden. Erst nachdem wir alle großen Städte Frankreichs besucht hatten, gingen wir nach Belgien.

In Bordeaux hatten wir Gelegenheit einer über zwanzigtausend Mann von den Herzogen von Nemours und Aumale abgehaltenen Revue beizuwohnen. Die Cavallerie-Infanterie- und Artillerie-Evolutionen wurden mit großer Präcision ausgeführt und waren sehr interessant anzuschauen.

Wir waren um die Zeit der Weinlese im südlichen Frankreich. Man kann nichts Reicheres als den Anblick sehen, den dieses Land um diese Zeit darbietet. Wir legten viele Meilen Weges zurück und überall boten sich unsern Blicken schöne Weingärten voll reifer, glänzender Trauben und Olivenwälder, deren Bäume von Früchten strotzten, dar. Südfrankreich ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Land, in welchem Oel und Wein fließt.

Während meines Aufenthaltes in Brüssel konnte ich es nicht unterlassen, das Schlachtfeld von Waterloo zu besichtigen. Unsere Gesellschaft bestand auf meinen Vorschlag aus unserem Dollmetscher, Professor Pinte, ferner aus dem Vater des Generals, Mr. Stratton, dem Mr. Sherman und mir selbst. Für Stratton war es eine ganz neue, fremde Sache, einer Ansicht halber irgend wohin zu gehen; da wir aber um vier Uhr Morgens aufbrechen mußten, um die sechzehn englische Meilen betragende Distanz zurück zu legen und zur rechten Zeit für unsere Nachmittagsproduction wieder zurück seyn zu können, so wurde Stratton übellaunig und meinte, er wolle nicht vor Tagesanbruch aufstehen, um dann ein altes Weizenfeld zu Gesicht zu bekommen. »Sherwood,« sagte seine Frau zu ihm, »probiere es doch nur einmal im Leben und thue, wie andere vernünftige Leute zu thun pflegen.

Dieser Aufforderung konnte er nicht widerstehen und so willigte er ein mit uns zu kommen.

Zur bestimmten Stunde wurde aufgebrochen. Wir hielten an der hübschen kleinen Kirche im Dorfe Waterloo an, um die Gedenktafeln zu besichtigen, die dort zum Andenken an einige in der Schlacht gefallene Engländer aufgerichtet sind. Dann kamen wir an dem Hause vorüber, in welchem Lord Urbridge (Marquis von Anglesey) amputirt worden war. Ein hübsches kleines Monument im Garten bezeichnet die Stelle, an welcher die zerschmetterte Extremität begraben ist. Im Hause wird noch ein Stück des Stiefels gezeigt, mit dem das unglückliche Bein bekleidet gewesen war. Auf unser Verlangen und gegen gute Bezahlung schnitt uns die Frau, welche den »echten identischen« Stiefel zeigte, zum Andenken große Stücke davon ab; ich berechnete, daß seit 1815 wohl hunderttausend derlei »echte identische« Stiefel verbraucht worden seyn müßten, falls die Frau gegen Jedermann so generös gewesen.

Unter dem erhebenden Eindruck des Gedankens, daß die Frau wahrscheinlich alle alten Stiefel in Brüssel zusammenkaufe, und daß Jemand dergestalt ein hübsches Geschäft mit dem alten »Anglesey-Bein« mache, setzten wir unsern Weg nach dem ungefähr eine englische Meile entfernten Schlachtfeld fort.

In Mont-Saint-Jean wurden wir von achtzehn bis zwanzig Individuen bestürmt, die uns ihre Dienste als Führer anboten, um uns die interessantesten und wichtigsten Oertlichkeiten zu zeigen. Jeder dieser Aspiranten versicherte, er kenne ganz genau die Stelle, an der jeder Theilnehmer der Schlacht gestanden habe; jeder versicherte, er habe selbst an

dem blutigen Tage mitgestritten, obwohl diese dreißig Jahre früher stattgefunden hatte und fast keiner dieser Burschen mehr als achtundzwanzig Jahre zu zählen schien. Wir gaben endlich einem alten Manne den Vorzug, der zuerst behauptete in der Schlacht getödtet worden zu seyn; als er unsere ungläubigen Blicke bemerkte, modificirte er seine Angabe dahin, daß er furchtbar verwundet gewesen seyn und drei Tage nach einander hilflos auf dem Schlachtfelde gelegen haben wollte.

An Ort und Stelle angelangt zeigte uns unser Führer zuerst mit vieler Gravität die Plätze, auf welchen sich der Herzog von Wellington während der Schlacht größtentheils aufgehalten, auf denen die Reserve der brittischen Armee gestanden, den Fleck, wo Napoleon seine geliebte Garde postirt hatte, die kleine Erdanschwellung, auf der ein interimistisches Observatorium zu seinem Gebrauche errichtet worden war, jenen Theil des Feldes, den Blücher zuerst mit der preußischen Armee betreten, den Punkt, auf dem die Schotten gestanden, die Orte, an denen Sir Alexander Gordon, Oberstlieutenant Canning und andere ausgezeichnete Männer gefallen waren.

Ich fragte ihn, ob er mir auch die Stelle zeigen könne, an welcher Capitän Tippitiwichet von den Connecticut-Musketieren gefallen sey. »Oui, Monsieur,« lautete die mit großer Zuversicht gegebene Antwort, da er sich wohl zur Kenntniß jeder Einzelnheit verpflichtet fühlen mochte. Ich nannte ihm wohl noch zwanzig erdichtete Namen von amerikanischen Offizieren, die angeblich auf diesem Schlachtfelde ihren Tod gefunden haben sollten; er gerieth nie in Verlegenheit und zeigte mit der größten Sicherheit die Orte an, an welchen sie seiner bestimmtesten Versicherung nach den Geist aufgegeben haben mußten. Wir waren nun des Betrügers müde gewor-

den und lohnten ihn ab; Stratton murmelte einige Worte, wie: freche Unverschämtheit u. s. w. in den Bart, als er dem grauköpfigen Lügner ein paar Francs hinreichte.

Als wir das Schlachtfeld verließen, traten uns ein paar Dutzend Individuen beiderlei Geschlechts in den Weg; sie hatten Körbe am Arm, die mit zum Kauf ausgebotenen Reliquien der großen Völkerschlacht gefüllt waren. Es waren dies Kriegsgeräthschaften, Pistolen, Kugeln 2c., ferner bronzene französische Adler, Knöpfe 2c. Ich kaufte Einiges für mein Museum und auch Stratton erstand verschiedene Dinge, um sie seinen Freunden in Bridgeport mitzubringen.

Wir kauften auch Abbildungen des Schlachtfeldes und des Triumphhügels mit dem kolossalen bronzenen belgischen Löwen 2c.

Die wiederholten Ausgaben und Erpressungen stimmten Stratton so übellaunig, daß er endlich, nachdem er abermals fünf Francs für ein ihm aufgedrungenes »vollständiges Reisehandbuch« bezahlt hatte, in den Ausruf ausbrach, daß die Schlacht bei Waterloo, seitdem sie gefochten worden, unendlich mehr als vordem gekostet haben müsse.

Sein Mißgeschick sollte jedoch hiermit noch nicht zu Ende seyn. Wir mochten ungefähr vier bis fünf englische Meilen auf dem Rückweg zurückgelegt haben, als unser Wagen brach. Wir stiegen ab und fanden, daß die Axe gebrochen sey. Es war eben ein Uhr Nachmittag vorüber. Die Productionen des kleinen Generals sollten um zwei Uhr in Brüssel beginnen und konnten ohne uns nicht stattfinden. Der noch vor uns liegende Weg ließ sich in der doppelten Zeit nicht zurücklegen; da nun in dieser Gegend kein Wagen zu haben war, so machte ich den Vorschlag, die Dinge gleichmüthig hinzunehmen, wie sie nun einmal waren und an keine

Vorstellung vor dem Abend zu denken. Stratton konnte jedoch den Gedanken, sechs- bis achthundert Francs zu verlieren, nicht so leicht ertragen; er beschloß, das Aeußerste zu thun, um doch noch die Nachmittagsvorstellung zu ermöglichen. Er eilte mit unserem Dollmetscher, Professor Pinte, in die nächste Pächterwohnung und erkundigte sich bei dem alten Pächter, ob er eine Kutsche habe. Er hatte keine.

»Haben Sie sonst kein Fuhrwerk?«

»Dieses da.«

Er zeigte auf einen mit Dünger gefüllten Karren, der im Hofe stand.

»Donner!« rief Stratton, »sind das alle Beförderungsmittel, die Sie uns anzubieten vermögen?«

Nachdem Stratton die Versicherung erhalten hatte, daß durchaus kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben sey, folgerte er, daß es noch immer besser sey, in einem Düngerkarren, als gar nicht zu fahren, da wir doch einmal rechtzeitig in Brüssel ankommen müßten.

»Wie viel,« fragte Stratton, »müssen wir Ihnen zahlen, wenn Sie uns in drei Viertelstunden nach Brüssel bringen?«

»Das ist eine reine Unmöglichkeit,« entgegnete der Farmer; »mein Pferd braucht wenigstens zwei Stunden, um den Weg zurückzulegen.«

»Wir haben aber die höchste Eile und erleiden, falls wir nicht zur Zeit in Brüssel eintreffen, einen Verlust von wenigstens fünfhundert Francs.«

Der alte Pächter spitzte die Ohren, überlegte und erklärte endlich uns für achtzig Francs in einer Stunde nach Brüssel bringen zu wollen. Stratton wollte ihn bewegen,

sich auf billigere Bedingungen einzulassen; da wollte aber kein Reden fruchten.

»Gehen Sie nur darauf ein, Stratton,« sagte Sherman, »achtzig Francs sind ja nur sechzehn Dollars und wir werden hundert einnehmen, wenn Tom Thumb heute Nachmittag producirt wird.«

»Ich habe aber bereits,« wendete Stratton ein, »über zehn Dollars für Lappalien verausgabt; überdies werden wir den gebrochenen Wagen auch noch bezahlen müssen.«

»Was wollen Sie aber denn sonst machen?« fragte Professor Pinte.

»Es ist eine wahre Beutelschneiderei, sechzehn Dollars für einen Düngerkarren und ein altes Pferd zu verlangen, um eine Poststation weit zu fahren. In Bridgeport hätte man nicht den fünften Theil dieser Summe verlangt.«

»Es ist nun einmal so Landessitte,« sagte Pinte dem jammernden Stratton, »und der müssen wir uns fügen.«

Es war dies einer der Lieblingsausdrücke des Professors. So oft wir irgendwo betrogen oder nicht gebührlich behandelt wurden, suchte Pinte die Pille mit der Behauptung zu vergolden, daß es nun einmal so Landessitte sey.

»Jedenfalls,« sagte Stratton, »ist das eine ganz teufelmäßig gemeine Sitte und ich will mir nun einmal einen solchen Betrug nicht gefallen lassen.«

»Was sollen wir aber machen?« fragte Pinte nun in sehr ernster Weise. »Die Forderung mag unmäßig hoch seyn, es ist aber doch immer besser, sie zu bezahlen, als heute Nachmittag nicht spielen zu können und fünf- bis sechshundert Francs zu verlieren.«

Dieser an die Börse gerichtete Appell rührte Stratton's

Herz; er fügte sich der Erpressung und sagte zu unserem Dollmetscher:

»Na, so sagen Sie denn dem alten Räuber, daß er seinen Mistkarren baldigst in Bereitschaft setze, sonst werden wir noch eine halbe Stunde einbüßen.«

Der Karren wurde in Bereitschaft gesetzt und ein großes, sehr träge und schwerfällig aussehendes flämisches Roß an denselben mit Stricken gespannt. Quer über den Karren wurden Breter als Sitze gelegt, wir stiegen in das ländliche Fuhrwerk; ein rothhaariger Junge, Sohn des alten Pächters, stieg auf das Pferd und Stratton hieß ihn fortfahren.

»Warte noch einen Augenblick,« sagte der Pächter, »ich bin noch nicht bezahlt.«

»Ich werde den Burschen bezahlen,« entgegnete Stratton, »sobald er uns binnen einer Stunde nach Brüssel gebracht haben wird.«

»O,« rief der Pächter, »er wird ganz gewiß in einer Stunde dort seyn, ich werde ihn aber nicht fahren lassen, so lange Sie mich nicht bezahlt haben.«

Die Zeit ging rasch dahin, vor Stratton's Augen stieg das erschreckende Bild des Verlustes einer Tagesvorstellung auf; wie in Verzweiflung griff er in die Tasche, zog sechzehn Fünffrancsstücke heraus, steckte sie dem Pächter in die Hand und rief dem Burschen zu:

»Jetzt sieh zu, daß Du weiter kommst!«

Der Junge setzte sein Pferd in Bewegung, das Thier schlug aber einen solchen Schneckenschritt ein, daß ein Kurzsichtiger leicht hätte glauben können, es stehe noch immer auf demselben Platze. Das Ganze gestaltete sich noch reizender, als es ganz entsetzlich zu regnen begann. Da wir Brüssel in einer gedeckten Kutsche verlassen hatten und der Morgen

überdies sehr schön gewesen war, so hatten wir auch keine Regenschirme mitgenommen. Bald waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Wir schnitten tüchtige Grimassen, ertrugen jedoch die Sache eine Weile, ohne zu murren. Stratton, den der Aerger kaum zu Worte kommen ließ, ließ endlich durch Herrn Pinte den rothhaarigen Jungen fragen, ob er das Pferd bis Brüssel im Schritt gehen lassen werde.

»Freilich,« antwortete der Knabe; »das Pferd ist ja zu schwer und zu fett, um anders als im Schritt zu gehen. Wir haben es noch nie traben lassen.«

Stratton war vor Entsetzen ganz außer sich, wenn er des Verlustes der Tageseinnahme gedachte; er verwünschte den Jungen, den Karren, den Regen, das Mißgeschick und sogar die Schlacht bei Waterloo. Alles dieses führte jedoch zu nichts, das Pferd wollte nicht laufen, wohl aber that es der Regen, nemlich über unsern Rücken herab.

Um zwei Uhr, der für unsere Production festgesetzten Stunde, waren wir noch sieben englische Meilen von Brüssel entfernt. Das Pferd bewegte sich langsam und philosophisch durch Sturm und Koth; aus dem Karren stiegen majestätische Dampfwolken auf, die unsere armen Riechorgane in schonungsloser Weise belästigten.

»Wir werden jetzt noch zwei Stunden brauchen,« grollte Stratton, »ehe wir in diesem Schritte nach Brüssel kommen.«

»O nein,« meinte der Bursche, »wir werden im Ganzen nur zwei Stunden brauchen.«

»Ihr Vater hat uns aber versprochen, uns binnen einer Stunde hinzubringen.«

»Ich habe es gehört,« versetzte der Knabe, »er hat aber recht gut gewußt, daß wir zwei Stunden bedürfen.«

»Beim Donner!« brüllte Stratton, »ich werde ihn auf Schadenersatz klagen.«

»Das würde zu nichts führen,« schaltete Mr. Pinte ein; »Sie werden sich in diesem Lande keine Gerechtigkeit zu verschaffen im Stande seyn.«

»Ich verliere aber durch die Verzögerung mehr als hundert Dollars.«

»Um das,« bemerkte Pinte, »kümmern sich die Leute nicht; sie haben sich um nichts als Ihre achtzig Francs gekümmert.«

»Das ist aber ja eitel Lüge und Schwindelei!« schrie Stratton.

»Sie müssen nicht länger daran denken, das ist nun einmal so Landessitte.«

Stratton wünschte das Land mit sammt seiner Sitte in die Hölle.

Da Alles endlich ein Ende nimmt, so gelangten auch wir endlich nach Brüssel, freilich erst, nachdem wir dritthalb Stunden auf dem Karren des Pächters zugebracht hatten. Zum Spielen war es, wie sich von selbst versteht, bereits zu spät. Hunderte von Besuchern waren unbefriedigt weggegangen.

Mit den Gefühlen eines Verzweifelten begab sich Stratton nun in einen Barbierladen. Er hatte schöne schwarze Haare, auf die er sich Einiges zu gute that und die er jeden Morgen frisiren und kräuseln ließ. Jetzt waren sie schon seit mehren Wochen nicht gestutzt worden; nachdem er rasirt worden war, verlangte er vom Barbier, er solle ihm die Haare ein wenig kürzer schneiden. Der Barbier stutzte die Haare an den Spitzen und fragte dann, ob es so genug sey?

»Nein,« sagte Stratton, »es muß noch ein bischen

mehr gestutzt werden, schneiden Sie nur immer zu, ich werde Ihnen schon sagen, wenn es genug seyn wird.«

Stratton war ungewöhnlich früh an diesem Tage aufgestanden, nach den Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten des unglücklichen Tages fühlte er sich ein wenig schläfrig. Die Neigung zum Schlafe wurde durch die narkotische Einwirkung des Frisirprozesses noch gesteigert; während nun der Barbier die Scherbeschäftigung fortsetzte, schlief Stratton völlig ein. Der Barbier schor lustig darauf los; so oft er die Schere zuklappte, fielen einige Zoll lange Haare. Dann hielt er immer ein wenig inne, erwartend, ob nicht sein Kunde sagen werde, es sey genug; da aber der fest eingeschlafene Stratton kein Wort sprach, so begann der Barbier immer wieder von vorne am ganzen Kopf herum zu stutzen. Die Operation wurde unter wiederholter Einhaltung solcher Pausen immer wieder von vorn begonnen, bis der Kopf endlich so glatt war, als wenn man das Haar mit einem Rasirmesser bearbeitet hätte.

Mehr konnte der Barbier nicht thun, er hörte zu scheren auf, wartete auf weitere Ordre; der Kunde wollte aber noch immer kein Wort sprechen. Darüber wunderte sich der Barbier; seine Verwunderung nahm aber in nicht geringem Grade zu, als er ein schnarchendes Geräusch hörte, das aus dem Nasenorgan seines stummen Opfers zu kommen schien.

Nun sah der arme Barbier den Irrthum ein, den er sich hatte zu Schulden kommen lassen; in seiner Bestürzung berührte er Stratton's Kopf so unsanft mit der Scherenspitze, daß dieser erwachte. Er blickte auf den Boden, dann in den Spiegel und überzeugte sich zu seinem Entsetzen, daß er ohne Perrücke nicht mehr unter Menschen erscheinen könne. Er fluchte gleich einem alten Troupier, konnte aber die

Haare nicht auf seinen Kopf zurückfluchen; den Hut aufsetzend, der ihm fast bis über die Augen hing, eilte er nach unserem Hôtel. Seine Verzweiflung und Entrüstung war so groß, daß er längere Zeit gar nicht reden konnte, um uns seinen Zustand zu erklären. Unser betäubendes Gelächter trug eben nicht dazu bei, seine Gefühle milder zu stimmen. Er versicherte, daß es heute das erste und das letzte Mal sey, daß er einer Aussicht halber irgendwohin eine Fahrt gemacht habe.

Um einen Beweis zu geben, wie wenig Interesse Stratton an öffentlichen Ereignissen nahm, erwähne ich nur, daß er die Monate Mai und Juni 1843 in Boston zubrachte, zu welcher Zeit der General dort in Kimball's Museum gezeigt wurde. Stratton hatte während dieser Zeit nichts zu thun, als spaziren zu gehen und die Stadt zu beschauen; er that es jedoch nicht. Am 17. Juni kam Präsident Tyler nach Boston. Tausende Menschen kamen aus nah und fern zugereist, um den Feierlichkeiten beizuwohnen, die Reden Webster's anzuhören und das Monument zu sehen, während Stratton müßig im Hôtel sitzen blieb und noch bis heute das Monument nicht gesehen hat.

Mehre Monate, nachdem wir Waterloo besichtigt hatten, war ich in Birmingham und machte dort die Bekanntschaft eines Fabrikanten, der alljährlich ganze Fässer voll Reliquien nach Waterloo schickte. Diese Reliquien werden dort vergraben, zur gehörigen Zeit wieder ausgegraben und als kostbare Erinnerungen an die große Schlacht theuer verkauft. Unsere in Waterloo gemachten Einkäufe nahmen sich nach dieser Erfahrung nun freilich sehr armselig aus.

Von Brüssel kehrten wir nach London zurück, wo der General mit unverminderter Anziehungskraft sich sehen ließ

und im Theater spielte. Auch in Surrey's zoologischem Garten gab er Vorstellungen.

Von London gingen wir nach Schottland, ließen den General dort in den bedeutendsten Städten sehen und kehrten endlich im Februar 1847 nach Amerika zurück.

Der General war etwas über drei Jahre von Amerika weg gewesen, ich hatte während dieser Zeit zwei Reisen nach Amerika gemacht, meine Familie von dort auf neun Monate nach Europa mitgenommen und den General mittlerweile unter die Obhut verläßlicher Freunde gestellt.

Die erste meiner Reisen nach Amerika hatte im October 1844 stattgefunden. Zwanzig Monate des Wohlergehens und reichlichen Erwerbes hatten in den Ansichten gewisser Leute über mich bedeutende Veränderungen hervorgebracht, was ich später in einem meiner, an den »Sunday-Atlas« gerichteten Briefe in folgender Weise ausgesprochen habe.

»Als ich nach New-York zurückkehrte, machte mir die Entdeckung, daß ich unerwartet sehr viele neue Freunde gewonnen hätte, sehr viel Spaß. Ich vermochte kaum meinen Augen zu trauen, als ich so viele reiche Männer sah, die mir freundlichst die Hand reichten und sich ganz erfreut darüber anstellten, daß sie mich wieder sahen, während sie doch vor meiner ersten Abreise von New-York verächtlich auf mich herabgesehen haben würden, wenn ich sie anzusprechen gewagt hätte. Würden sie mich nicht daran erinnert haben, ich hätte wahrlich in vielen Augenblicken nicht daran gedacht, daß ich jetzt einige elende Dollars mehr besaß und es nur diesen verdankte, mit ihnen jetzt auf gleichem Fuße stehen zu können. Andererseits begegnete ich rechtschaffenen Freunden in dürftigen Umständen, die sich mir mit einem Grade von Mißtrauen näherten, den sie nie früher kundgegeben hatten,

auch bei solchen Anläßen konnte ich fast darüber erröthen, ein Mensch zu seyn. Was für ein elender, gesellschaftlicher Zustand ist es doch, wenn ein Pavian oder Tyrann die höchste sociale Höhe erringen kann, sobald er nur mehr Gold als ein Anderer hat, während die Guten und Weisen verachtet werden, wenn ihre Börsen leer sind.

Im Grunde kann aber Niemand wahrhaft glücklich seyn, der, weil er zufällig reich ist, auf Stelzen einhersteigt und über seine Nebenmenschen hinwegzusteigen trachtet. Nach meinem Bedünken kann der Reichthum einem Individuum nur den Nutzen bringen, daß er ihm den Comfort und die Annehmlichkeiten des Lebens sichert und die Möglichkeit vermittelt, den Bedürfnissen seiner Mitgeschöpfe abzuhelfen. Lieber aber möchte ich noch ein Bettler, als ein übermüthiger, geldstolzer Aristokrat seyn.

Die erwähnte Schilderung paßt leider auf viele meiner Bekannten in New-York. Ihret- und meinethalben bitte ich sie, dieselbe zu beherzigen. Sie und alle Welt sollen es wissen, daß mein Vater ein Schneider war, daß meine Profession darin besteht, Curiositäten zur Schau zu bringen und daß endlich alles Gold in der Welt mich zu nichts Anderem machen kann, als was ich bin. Schämt sich Jemand seiner Herkunft oder will er über dieselbe hinaus, so ist er ein armer Teufel, der den Abscheu aller Welt verdient. Der Gedanke, daß ein Schuster oder Kesselflicker kein Gentleman seyn könne, ist geradezu lächerlich; noch lächerlicher ist aber die Ansicht, der zu Folge jeder reiche Mann auch seines Reichthums halber ein Gentleman seyn muß. Geld sollte nie als Maßstab der Ehrenhaftigkeit und Achtung gelten können. »Goldene Kälber sollten nie Gegenstand unserer Anbetung seyn können!«

In der Schilderung über meine Tour in Europa habe ich mich vorzugsweise auf jene Einzelnheiten beschränkt, die sich auf die Producirung Tom Thumbs bezogen. Man muß jedoch nicht glauben, daß ich einzig und allein darauf hingewiesen war. Wohl hatte ich das Geschäft immer im Auge, ohne jedoch dabei Leute und Dinge um mich her ganz aus den Augen zu verlieren. Mir galt jeder von mir besuchte Theil Europa's als ein großer Curiositätenladen, dessen Einzelnheiten ich mit großem Vergnügen betrachtete. Freilich mußte dies immer sehr schnell geschehen; nichtsdestoweniger geschah es in genügender, umfassender, erschöpfender Weise. Ich will einen der bezüglichen Anlässe hier hervorheben, dem ich füglich den Titel beilege:

Ein Tag bei Albert Smith.

Während meines Aufenthaltes in London versprach mir mein Freund Albert Smith, der ein eben so heiterer Gesellschafter, als geistreicher Schriftsteller ist, daß er mich in Birmingham besuchen, dort mit mir alle Merkwürdigkeiten besichtigen und auch das Haus, in welchem Shakespeare geboren worden, in Augenschein nehmen wolle.

Demnach bestiegen wir an einem schönen Septembermorgen im Jahre 1844 die Außenseite einer englischen Mailkutsche und fuhren auf der herrlichen Straße zwischen Birmingham und Stratford mit der Schnelligkeit von zwölf englischen Meilen in der Stunde hin. Die Distanz betrug im Ganzen dreißig englische Meilen.

Vier Meilen, ehe man nach Stratford gelangt, gibt sich der Genius des Barden von Avon bereits kund; über den Aushängbecken eines Barbierladens lasen wir nemlich die Inschrift: »Shakespeare'sche Haarschneideanstalt — man rasirt hier für einen Penny.«

In Stratford setzte uns die Kutsche vor dem Hôtel zum rothen Roß ab; Kutscher und Conducteur wurden daselbst mit je einer halben Krone auf ihr Anfordern abgelohnt.

Während der Zubereitung des Frühstücks begehrten wir irgend ein Buch über die Merkwürdigkeiten der Stadt; der Aufwärter brachte uns eines mit der Versicherung, daß wir darin die beste Beschreibung über die Geburt und den Begräbnißplatz Shakespeare's finden würden. Ich war nicht wenig stolz darauf, als ich fand, daß dies Buch kein anderes sey, als das »Skizzenbuch« unseres berühmten Landsmanns, Washington Irving; als ich seine witzige Beschreibung des Ortes durchlas, ersah ich, daß er in demselben Hôtel abgestiegen war, in welchem wir in diesem Augenblick unser Frühstück einnahmen.

Nach der Besichtigung des Shakespeare-Hauses, der Kirche und des Grabes, das die sterblichen Reste des großen Poeten in sich schließt, bestellten wir eine Postkutsche nach Warwick-Castle. Während die Pferde angeschirrt waren, hielt eine Landkutsche vor dem Hôtel; zwei Herren stiegen aus. Der eine war ein sehr gesetzt und vernünftig aussehender Herr, der andere ein komischer Geck. Der Erste hatte angenehme, gewinnende Manieren, der Zweite hörte nicht auf, gedanken- und sinnloses Zeug zusammen zu schwatzen. Er hatte offenbar eine sehr hohe Meinung von sich selbst und schien es darauf anzulegen, auch Andern die gleiche Ansicht beizubringen, daß er nemlich — Etwas sey. Wir hörten den ältern Gentleman zu ihm sagen:

»Edward, hier ist Stratford. Laß' uns einmal gehen und das Haus ansehen, in welchem Shakespeare geboren wurde.«

»Wer Teufel ist denn Shakespeare?« fragte der liebenswürdige junge Mann.

Unsere Postchaise war mittlerweile in Bereitschaft gesetzt worden; wir sprangen schnell in dieselbe und verließen den netten jungen Mann, als er sich eben zum Besuche im Hause des Individuums anschickte, von dem er nie gehört haben wollte. Die Entfernung bis Warwick beträgt vierzehn englische Meilen. Als wir zu den Pforten des Castells kamen, setzte uns der wohlgekleidete Portier in Kenntniß, daß der Earl von Warwick und seine Familie abwesend seyen und er die Erlaubniß habe, den Besuchern die Zimmer zu zeigen. Nun führte er uns nacheinander in den »rothen Salon,« den »Cedernholzsalon,« den »vergoldeten Salon,« das »Staatsschlafzimmer,« das »Boudoir der Lady Warwick,« die »Capelle« und den »großen Speisesaal.«

Als wir das Castell verließen, berührte der höfliche Portier seinen Hut in einer Weise, die deutlicher als Worte besagte: »Meine Herren, Sie haben per Mann eine halbe Krone zu bezahlen.« Wir entsprachen dieser Anforderung und wurden dann unter die Obhut eines andern Führers gestellt, der uns auf den Gipfel von »Guys Thurm« führte; dort legte er die Hand an den Hut, was nun ebenfalls wieder sagen wollte: »Bitte um einen Schilling;« nun übernahm uns ein dritter Führer, ein siebenzigjähriger Mann, der uns ins Treibhaus führte, um uns die Warwick-Vase zu zeigen. Der alte Herr stieg auf eine Art von Rednerbühne neben der Vase und hielt eine Art von Rede, von der wir fürchteten, daß sie nie ein Ende nehmen werde; wir schoben ihm den üblichen Lohn hin und verließen ihn inmitten einer Periode.

Als wir uns entfernten, mußten wir neuerdings die Portierswohnung passiren; wir meinten, wir hätten alles

Interessante bereits gesehen; der alte Portier aber versicherte uns, daß sich die merkwürdigsten, zum Castell gehörenden Dinge in seiner Loge befänden. Auf unser Verlangen brachte er nun allerlei Rumpelkammerkram zum Vorschein, von dem er behauptete, er rühre noch von jenem altberühmten Helden, dem Earl von Warwick, her. Unter diesen Gegenständen waren sein Schwert, sein Schild, Helm, Küraß, Spazirstock, Wurfspieß — alles nach gigantischem Maßstabe gearbeitet — eine Pferderüstung, die für einen Elephanten groß genug zu seyn schien, ein großer Topf, der wohl siebzig Gallonen fassen mochte, und als »Guy's Suppentopf« bezeichnet wurde, seine Fleischgabel, die so ziemlich die Größe einer Heugabel hatte, die Steigbügel der Lady Warwick, die Rippe eines Mastodons, von welcher der Portier behauptete, daß sie von der großen Kuh herrühre, die der Tradition zu Folge in einem Graben bei Coventry gehaust, viele Personen beschädigt habe und endlich von dem tapfern Guy erschlagen worden sey. Das Schwert wog an zweihundert, die Rüstung an vierhundert Pfund.

Ich sagte dem alten Portier, man müsse wirklich die Kunst bewundern, mit der er mehr Lügen concentrirt habe, als je zuvor in einem so kleinen Raum gehört worden. Er lächelte, das Compliment schien ihm Vergnügen zu machen.

»Ich meine,« fuhr ich fort, »daß Sie diese wunderbaren Geschichten so oft erzählt haben, daß Sie sie jetzt beinahe selbst glauben.«

»Beinahe,« erwiederte er mit so bedeutungsvollem Grinsen, daß wir dem alten Schalk mit Vergnügen ein paar Schillinge gaben.

In der Entfernung einer halben Meile vom Dorfe fan-

den eben die Warwick-Wettrennen statt. Wir wohnten denselben ein Stündchen lang bei.

Unter der Menge herrschte sehr wenig Aufregung; es wurde fast nirgends gewettet und so zogen wir es vor eine Tour an den »Pfennigkaufbuden« zu machen, die wohl eine Viertelmeile lang sich streckten. Vor einer dieser Buden, an deren Außenwand Riesinnen, Albinos, gelehrte Schweine, Riesenschlangen ꝛc. aufgemalt waren, rief deren Besitzer aus:

»Kummen Sie her, Sie Herr, Sie seyn der Mann, der gemiethet hat den Riesen Randall nach Amerika und der den Tom Thumb 'rumführt; Sie werden nicht weniger als Sixpence zahlen wollen, he?«

Diese Aufforderung war unwiderstehlich; wir befriedigten sein Begehren und traten in die Bude. Als wir wieder herauskamen, stürzte eine ganze Flut von Männern auf mich zu, die hier Curiositäten sehen ließen und nun um die Wette bemüht waren, die Verdienste des Generals Tom Thumb herabzusetzen.

»O!« rief der Eine aus, »ich kenne zwei Zwergeln, die zehnmal besser seyn, wie der Tom Thumb.«

»Ja wohl,« meinte ein Anderer, »von Tom Thumb darf gar nit die Red' seyn, so lang es eine Melia Patton gibt.«

»Ich hab' den Tom Thumb gesehen,« fügte ein Dritter hinzu; »er is' ein recht schönes, kleines Bürschel, aber es is' doch nix an ihm, als der »Plausch.« Er plauscht, wie ein Mann; ich trau' mir aber Tom Dick in zwei Monat abzurichten, daß er auch so gut plauscht.«

»Laß' nur gut seyn,« ließ sich ein Vierter vernehmen,

»ich hab' jetzt ein Bübel in der Lehr', das soll mir alle Tom Thumbs in der Welt schlagen.«

»Das wird er nicht!« rief ein Fünfter, »der Tom Thumb hat nun einmal das Renommée und Renommée is' und bleibt die Hauptsach! Der Tom Thumb is' an sich gar nix im Vergleich mit ein Dutzend Zwergeln, die ich kenn'; der Yankee hat aber unsere Königin — Gott segne sie — um den Daumen zu drehen verstanden.«

»Richtig,« schrie ein Anderer; »das is' der Teixel; unsere Königin patronisirt nun einmal alles Fremde und doch hat sie meine schönen Wachsfiguren nicht angeschaut, mit der Krone Henglands.«

»Ihre schönen Wachsfiguren!« riefen Alle mit herzlichem Lachen.

»Ja und wer kann sagen, daß sie nicht schön sain? Es hat sie der geschickteste Hitaliener in Hengland gemacht.«

»Das is' eine Lug'!« rief ein Anderer dazwischen; »Jim Caul hat sie gemacht und schon vor zwanzig Jahren im ganzen Lande gezeigt; dann seyn sie fünf Jahr verpfändet gewesen; die alte Moll Wiggins hat Geld d'rauf geliehen und sie im Keller aufgehoben; da seyn sie ganz mit Schimmel und Staub bedeckt gewesen.«

»Unsinn das,« entgegnete der Besitzer der schönen Wachsfiguren mit verächtlichem Blicke.

Ich wollte mich eben entfernen, als Einer unter ihnen, dem die Andern eine Art von Rücksicht zollten, ausrief:

»Na, Herr, Sie dürfen nicht schäbig seyn; nur keine Schmutzereien, Sie werden doch nicht weggehen wollen, ohne uns Alle rundum zu tractiren?«

»Und warum sollte ich denn tractiren?« fragte ich.

»Weil Sie nit alle Tag' eine so schöne Cumpanie Collegen antreffen können,« sagte Collega Wachsfigurenmann.

Ich gab ihnen eine halbe Krone, die sie mit dem Wunsche vertranken, es möge allen fremden Vagabunden recht schlecht ergehen, welche die Königin mit gewöhnlichen, vor den Eingebornen nichts als den »Plausch« voraus habenden Zwergen um den Daumen zu drehen verstünden.

Als ich in den verschiedenen Buden nach Curiositäten für mein amerikanisches Museum herumstöberte, fielen mir zwei gewaltige Weibspersonen auf, die als »Canadische Riesinnen« gezeigt wurden und je sieben Fuß hoch waren. Ich argwohnte, daß hier eine Art von Betrug mit im Spiele sey, als ich die übermäßig langen Kleider bemerkte, welche von den Füßen gar nichts sehen ließen; die Neugier veranlaßte mich zu dem Versuche, die übermäßig lange Hülle ein wenig zu lüften.

Die junge Dame schien jedoch keinen Geschmack an solchen Freiheiten von Seiten eines Fremden zu finden, und versetzte mir mit ihrer derben braunen Hand einen Faustschlag, der mich platt auf den Boden niederstreckte. Ich raffte mich schnell genug wieder auf, hatte aber doch noch bemerkt, daß die Jungfrau auf einem wenigstens achtzehn Zoll hohen Gestelle stand.

Wir kehrten nach dem Gasthofe zurück, nahmen eine Postchaise und fuhren nun durch die reizendste Landschaft, die ich je gesehen. Ich habe seit dieser Zeit von einer Wette erzählen, die zwei Gentlemen hören gegen einander eingegangen waren. Jeder behauptete, er kenne die schönste Ge-

gend in England. In Gegenwart vieler Personen schrieben sie nun, Jeder für sich, den Namen des ihm am reizendsten dünkenden Ortes auf einen Streifen Papier. Der eine Gentleman schrieb: Straße von Warwick nach Coventry; der andere: Straße von Coventry nach Warwick.

In weniger als einer Stunde waren wir vor den Außenwällen von Kenilworth-Castle angelangt, das Walter Scott durch seinen herrlichen Roman unsterblich gemacht hat.

Das einst so stolze, prachtvolle Schloß ist jetzt eine imposante Ruine, die so oft geschildert worden ist, daß ein weiteres Detailliren hier wohl gänzlich unnöthig seyn dürfte. Wir brachten eine halbe Stunde mit der Besichtigung dieser Ruinen zu und fuhren dann in der Postchaise noch sechs bis acht Meilen bis nach Coventry. Dort verweilten wir vier Stunden und besuchten St. Mary's-Hall, das die Aufmerksamkeit so vieler Alterthümler auf sich gezogen hat; dann besichtigten wir eine der seltsamsten Menagerien, in welcher unter der Benennung »glückliche Familie« an zweihundert Thiere von den verschiedensten Eigenschaften und Neigungen friedlich n einem großen Käfig nebeneinander hausen; ich fand diese Thiersammlung so interessant, daß ich sie für zweitausendfünfhundert Dollars kaufte und von ihrem Eigenthümer nach New-York bringen ließ, wo sie mit großer Anziehungskraft in meinem Museum figurirt.

Noch am selben Abend setzten wir die Reise nach Birmingham fort, wo wir um zehn Uhr Nachts ankamen. Mein Freund Albert Smith bemerkte, er habe nie zuvor in seinem Leben eine Tagereise in solcher Weise nach dem Yankee-Princip durchgeführt. In »Bentley's Magazine« schrieb er hierüber später ein Capitel unter der Ueberschrift: »Ein Tag mit

Barnum.« In demselben erzählte er, wir hätten die Reise mit solcher Schnelligkeit zurückgelegt, daß sein Gehirn davon ganz in Verwirrung gerathen sey und er beim Niederschreiben der Erlebnisse des Tages die Menagerie in Shakespeare's Haus, den Guy Warwick in die Ruinen von Kenilworth versetzt, die Warwick-Vase in Coventry gesehen habe und dergleichen mehr.

Während unserer Reise unterhielt ich ihn durch Schilderungen aus meinem Leben, durch Mittheilung der Geschichte von Joice Heth, der Meerjungfer, der Büffeljagd u. s. w.; er hat diese Mittheilungen später in seinem Buche: »Scattergood Family,« benutzt und mich zum Helden derselben gemacht. Mein Freund war damals Schriftsteller, Dramatiker und Dentist; später hat er sich dadurch bereichert, daß er ein prachtvolles Panorama, die Ersteigung des Montblanc vorstellend, zur Schau brachte.

Das Vorhergehende habe ich nur als ein Pröbchen meiner europäischen Abenteuer auf meiner Jagd nach Curiositäten in der alten Welt erzählt. Ich habe solcher Abenteuer so viele erlebt, daß ich ganze Bände mit ihrer Mittheilung hätte füllen können.

Ich war nicht frei von einer der gewöhnlichsten Schwächen der Reisenden, das heißt, ich war immer sehr erpicht auf den Anblick alter Schlösser aus dem Mittelalter, gleichviel, ob sie noch wohl erhalten oder in Ruinen waren; der mit mir reisende Mr. Sherman übertraf mich aber noch bedeutend in der Vorliebe für antike Dinge. Er sammelte ganze Kisten voll steinerner und hölzerner Mementos von jedem nur irgendwie bemerkenswerthen Orte, den er besuchte; was ihm aber über alles Andere ging, waren alte Schlösser. Viele

Stunden hindurch kletterte er an den alten Wällen von Kenilworth herum; eben so lange Zeit brachte er mit Besichtigung der Thürme und Burgverließe von Warwick und dem Herumklettern in den Abgründen von Dumbarton zu. Wenn wir uns auf unseren Reisen der Landkutsche bedienten, war Sherman immer ein Außenseit-Passagier; wenn er es nur irgend möglich machen kannte, setzte er sich neben den Kutscher, um diesen über Alles, was ihm irgend interessant erschien, ausfragen zu können.

Auf unserer Reise von Belfast nach Drogheda nahm Sherman seinen gewöhnlichen Sitz neben dem Kutscher ein, den er mit tausend Fragen bestürmte. Dieser Kutscher war ein durchtriebener mit echt irischem Mutterwitze ausgestatteter Schelm, der sich auf Kosten des fragelustigen Yankee einen kleinen Spaß machen wollte. Wir mochten ungefähr noch acht Meilen von Drogheda entfernt seyn, als Sherman Steinhaufen erblickte, die aus der Ferne und durch die Zwischenräume der Bäume gesehen, sich wie ein altes Schloß ausnahmen. Ihre Entfernung von der Straße betrug ungefähr eine halbe Meile.

»Sehen Sie einmal dorthin!« rief Sherman aus, indem er dem Kutscher einen keineswegs angenehmen Rippenstoß versetzte, »wie nennen Sie denn das?«

»Sie haben ganz Recht,« antwortete der Kutscher, »wenn Sie fragen, wie man das nennt; es wird Ihnen aber kein Mensch den Namen anzugeben wissen. Es ist ein Schloß, Sir, ohne Zweifel das älteste Schloß in Irland, kein einziges altes Buch spricht davon. Man weiß jedoch, daß Brien Borrhomie dort einige Zeit wohnte, obwohl das Schloß

ganz sicher Jahrhunderte lang vor seinen Tagen gebaut worden ist.«

»Sie sollen eine halbe Krone haben,« sagte Sherman, »wenn Sie mit dem Wagen so lange warten, bis ich hinreite und mir einen Brocken davon hole.«

»So! Ist denn diese Kutsche nicht die königliche Mailkutsche? Dürfte ich sie denn eine halbe Stunde aufhalten, und wenn man mir die halbe Bank von Irland böte?«

»Wie weit ist denn bis Drogheda?« fragte Sherman.

»So ein acht Meilen etwa?« antwortete der Kutscher.

»So halten Sie an und lassen Sie mich hinunter, ich werde zu Fuß nach Drogheda gehen, und würde noch dreimal weiter gehen, um nur dem ältesten Schloß in Irland näher kommen und ein Stück davon mitnehmen zu können.«

Bei diesen Worten stieg Sherman ab und spannte seinen Regenschirm auf, um sich vor dem kalten, in Strömen fallenden Regen zu schützen; er setzte seinen Weg im Kothe fort, rief mir zu, daß ich ihn in Dublin erwarten solle, und entfernte sich auf einem Feldwege.

Kalt und unbehaglich kamen wir gegen fünf Uhr in Dublin an; wir fanden jedoch gut geheizte Zimmer in Bereitschaft; wenige Stunden später nahmen wir ein treffliches Souper zu uns und fühlten uns so behaglich, als wenn wir reiche Lords gewesen wären. Gegen neun Uhr Abends wurde die Thür unseres Zimmers geöffnet und hereintrat der arme Sherman, von kaltem Regen bis auf die Haut durchnäßt, die Pantalons in die Stiefelröhren gesteckt und mit Koth über und über bespritzt; er war das vollständigste Bild eines halbverhungerten, ermüdeten, durchgefrorenen Reisenden.

»Um Himmelswillen, räumt mir ein Plätzchen am Feuer ein!« so rief Sherman aus und wir beeilten uns, der Aufforderung des sichtlich Leidenden schleunigst nachzukommen.

»Hören Sie einmal, Sherman,« begann ich, »das muß ein mühsamer Weg gewesen seyn; acht lange irische Meilen und noch dazu immer im Regen und Koth.«

»Sie würden auch müde geworden seyn, wenn Sie so herumgewatet wären,« murrte Sherman ganz verdrießlich vor sich hin.

»Wenigstens aber,« fuhr ich fort, »werden Sie doch Trophäen genug von dem Schlosse mitgebracht haben, um sich für alle die Mühe und Plage zu entschädigen.«

»Hol' der Teufel das Schloß!« rief Sherman aus.

»Was wollen Sie denn damit sagen?« fragte ich ganz erstaunt.

»Sie brauchen gar nicht so verwundert auszusehen,« antwortete Sherman, »da ich überzeugt bin, daß Sie und der im Koth herumkutschirende irische Kutscher sich die ganze Zeit hindurch genug über mich lustig gemacht haben werden.«

Ich versicherte ihn, daß ich den Kutscher gar nicht über die Sache reden gehört hätte, und bat ihn, mir zu sagen, was ihn denn eigentlich gar so sehr aufgebracht und geärgert habe.

»So hören Sie denn, wenn Sie es noch nicht wissen; das heißt, ich hätte es Ihnen eigentlich nicht für zwanzig Pfund erzählt, da Sie es doch gewiß veröffentlichen werden. Da aber nun einmal Ihre Neugier angeregt ist, so werden Sie die Sache, wenn ich sie Ihnen nicht mittheile, schon

durch eigene Forschung herausbringen, und da ziehe ich es noch vor, Ihnen gleich selbst Alles zu sagen.«

»Thun Sie das,« antwortete ich, »denn ich bin wirklich sehr neugierig und kann durchaus den Grund Ihres Aergers nicht ermitteln; ich weiß doch, daß Sie alte Schlösser gar so gerne sehen, das Vergnügen haben Sie doch jetzt genossen, da ich selbst Gelegenheit hatte, eines aus der Ferne zu sehen.«

»Die Gelegenheit haben Sie nicht gehabt und ich auch nicht.«

»Aber was in aller Welt war das Ding denn, wenn es kein Schloß war?«

»Ein verwünschter Kalksteinfelsen, den ich zertrümmern und mit dem höllischen irländischen Kutscher zu Pulver brennen möchte.«

Sherman mußte sich noch viele Tage hindurch gewaltige Neckereien über den Kalkfelsen gefallen lassen; der Schelmstreich des Irländers machte ihn jedoch vorsichtig in seinen vielen Fragen.

Eines Tages fuhren wir nach Donnybrook, dem seiner Jahrmärkte und blaugeschlagenen Augen halber bekannten Ort; es würde sich nemlich für einen Irländer gar nicht schicken, auf einem Jahrmarkt gewesen zu seyn, ohne seinen Knittel gebraucht und blutige Köpfe und blau geschlagene Augen ausgetheilt zu haben.

In der Nähe von Donnybrook sahen wir auf dem Gipfel eines Hügels etwas, das wie ein runder, steinerner Thurm aussah. Es mochte an sechzig Fuß im Umkreis haben und etwa fünfundzwanzig Fuß hoch seyn.

»Ich möchte wohl wissen, was das eigentlich ist,« sagte Sherman.

Ich rieth ihm, den nächsten besten Kutscher darnach zu fragen, ein Rath, den er mit erzwungenem Lächeln ablehnte.

»Auf keinen Fall,« fuhr er fort, »kann es ein Kalksteinfelsen seyn, es muß doch ein irgendwo schon beschriebenes Schloß seyn.«

Je mehr wir es betrachteten, je geheimnißvoller erschien es uns; Sherman's Schlösserjagdwuth nahm sichtlich von Moment zu Moment zu. Endlich rief er aus:

»Wer auf Reisen eine Zunge im Munde hat, ist ein Thor, wenn er sie nicht gebraucht; ich will nicht so viele Meilen weit hergekommen seyn, um dann vielleicht an der größten Curiosität Irlands vorüber zu passiren, ohne etwas Näheres über sie zu erfahren.«

Bei diesen Worten kutschirte er auf ein hübsches, an der Straße liegendes Haus zu und hielt an. Er sprang vom Kutschbock herab, öffnete die Gitterthür vor dem Hause und läutete dann an. Ein Diener wurde sichtbar; da aber Sherman die sprichwörtlich gewordene Dummheit irischer Diener kannte, so beschloß er, im Hauptquartier selbst die gewünschten Erkundigungen einzuziehen.

»Ist Ihr Herr zu Hause?« fragte Sherman.

»Werde nachsehen, Sir. Ihr Name, Sir?«

»Ein Fremder aus den vereinigten Staaten,« antwortete Sherman.

Der Diener entfernte sich, kam aber bald wieder und forderte Sherman auf, in das Sitzzimmer zu kommen. Er fand den Hausherrn an einem sehr angenehmen Caminfeuer sitzend; neben ihm waren die Mitglieder seiner Familie. Ver-

legenheit war Sherman's Fehler nicht. Er setzte sich nieder, sprach die Hoffnung aus, man werde sein Erscheinen entschuldigen wollen, er sey ein amerikanischer Reisender, dem sehr viel daran gelegen wäre, alles Wichtige und ihm in den Weg Kommende genau kennen zu lernen.

Der Herr vom Hause entgegnete sehr höflich, es bedürfe gar keiner Entschuldigung; er freue sich, ihn zu sehen und werde ihm jede mögliche Auskunft über diesen Theil des Landes mit Vergnügen geben.

»Danke schön,« antwortete Sherman, »werde Sie jedoch nicht viel plagen und mir nur über eine Sache Auskunft erbitten. Ich habe alles Bedeutende in und um Dublin, so wie in und um Dannybrook gesehen; nun möchte ich nur noch wissen, was es denn für ein Bewandtniß mit dem steinernen Thurm oder Schloß auf dem Hügel dort hat. Wenn Sie mir Namen und Geschichte des Dinges mittheilen könnten, so würde ich Ihnen sehr verbunden seyn.«

»Das kann ich sehr leicht thun,« versetzte der Gentleman lächelnd. »Das Ding, wie Sie es zu nennen belieben, ist eine Windmühle, die mein Vater vor ungefähr vierzig Jahren gebaut hatte; er machte eine sehr glückliche Speculation damit, weil es die einzige Windmühle in der ganzen Gegend war und es daher immer vollauf zu thun gab; vor einigen Jahren aber hat ein Orkan die Windmühlenflügel abgerissen und seitdem steht das Gebäude als ein bloßes Monument seiner frühern Nützlichkeit da. Wünschen Sie nun vielleicht noch irgend eine andere wichtige Auskunft?«

»Durchaus nicht,« erwiederte Sherman, indem er aufstand, um sich zu entfernen; »vielleicht kann ich aber Ihnen eine geben, daß Irland nemlich unstreitig das unbedeutendste

Land ist, in dem ich je gewesen bin. Die bemerkenswerthesten Dinge, die mir in Irland je zu Gesicht gekommen sind, sind ein Kalksteinfelsen und eine Windmühle.«

Als Sherman wieder seinen Platz im Wagen einnahm, brach er in ein unmäßiges Gelächter aus, obwohl ihn dieser zweite Mißgriff bezüglich alter Schlösser innerlich ein wenig ärgerte.

Was mich anbelangt, so gefielen mir die Irländer ungemein gut. In den bessern Classen herrscht gerade so viel Erziehung und feiner Ton als nur sonst irgendwo; unter den untern Volksschichten stößt man oft auf eine Dosis Mutterwitz, die es ihnen möglich macht, ihre schweren Mühseligkeiten im Leben ertragen zu können.

Ich hatte auch alle Ursache, mit den Engländern und Schotten zufrieden zu seyn, obwohl ich gestehen muß, daß die Heiterkeit des französischen Charakters meinem eigenen aufgeweckten Geiste mehr zusagte. Deswegen muß ich auch unsern Erlebnissen in la belle France einige Zeilen widmen.

In Paris kostete es einige Mühe, einen Dollmetsch für die Productionen des Generals zu finden. Wir hatten bereits ein halbes Dutzend aufgenommen, von denen sich aber immer Einer unfähiger als der Andere erwies; es waren durchgehends Engländer, die das Französische so schlecht aussprachen, daß die Franzosen sie regelmäßig auslachten. Endlich nahm ich einen französischen Professor auf; er sprach nur mittelmäßig englisch, dagegen aber bekam das Publicum wenigstens ein reines Französisch zu hören. Ueberdies war er ein vollendeter Gentleman, der sich nicht gleich engagiren lassen wollte, da er seine Würde zu compromittiren fürchtete. Es gelang mir jedoch endlich ihn zu überzeugen, daß es kein so

gemeines Amt sey, Lehrer und Dollmetscher des Generals Tom Thumb zu seyn. Er ging auf den Antrag ein und nahm die Stelle an.

Als wir an der belgischen Grenze ankamen, machte man ihm Schwierigkeiten, weil er keinen Paß hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte ich zu ihm:

»Monsieur Pinte, Sie werden nie ein guter Curiositätenzeiger seyn, wenn Sie nicht lernen, an Alles und Jedes zu denken, um nicht durch eigene Nachläſſigkeit und Vergeßlichkeit in Unannehmlichkeiten zu gerathen.«

»Halten Sie mich denn für einen Curiositätenzeiger?« fragte er mit verletztem Stolze.

»Nun freilich,« antwortete ich lachend; »wir Alle sind Curiositätenzeiger und darum können Sie jetzt auch nichts Anderes seyn.«

Der arme Mann war die nächsten Stunden hindurch sehr melancholisch gestimmt. Er fühlte, daß es mit seiner Würde ein Ende habe, und daß der ehemalige Professor jetzt nichts Besseres sey, als eben ein Curiositätenmann. Da er jedoch ein Philosoph und überdies noch ein sehr gutmüthiger Mensch war, so beschloß er die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen und sich in sein Schicksal heitern Muthes zu fügen.

Nach einigen Stunden sagte er freundlichen Tones:

»Mr. Barnum, was braucht denn ein Curiositätenzeiger eigentlich für Eigenschaften?«

Lächelnd entgegnete ich:

»Seine erste unerläßliche Eigenschaft ist vollkommene Kenntniß der menschlichen Natur; hieraus ergibt sich die Kunst, sanft und milde einseifen zu können.«

»Was ist »einseifen?«

»Die Kunst dem Publicum in der erfolgreichsten Weise zu schmeicheln, ohne daß es sich dessen bewußt wird.«

Im Zollamte hatten wir sehr viele Bücher, Medaillen, Kupferstiche und Lithographien, die den General vorstellten, vorzuzeigen. Ich wußte recht gut, daß wir dafür Zoll zu entrichten hätten; dadurch aber, daß ich den Zollbeamten mehre Exemplare zum Geschenk machte, kamen wir zollfrei durch.

»Heißen Sie das einseifen?« fragte mich Professor Pinte.

»Ja wohl,« antwortete ich.

Als wir die Grenze paſirt hatten, kamen die Eisenbahnbeamten, welche meine Freigebigkeit mit den Bildern recht gut bemerkten, und verlangten ebenfalls einige Exemplare, die ich ihnen füglich nicht verweigern konnte.

Professor Pinte bemerkte lachend:

»Die Leute müssen hier zu Lande sehr schmutzige Hände haben, da sie gar so viel eingeseift seyn wollen.«

Das heitere Lachen, mit welchem er diese Worte begleitete, zeigte deutlich an, daß er mit seiner Stellung schon ganz versöhnt sey.

Es sollte uns nicht immer so gut in den Zollhäusern ergehen. In der Grenzstadt Courtrai wurden wir tüchtig durchsucht und mußten noch tüchtiger zahlen. Sie verlangten eine Gebühr für die Ponies und die kleine Kutsche des Generals; als ich ihnen aber den Beweis gab, daß man diese Gegenstände in Frankreich zollfrei hatte passiren lassen, verlangten sie auch nichts mehr.

Im Zollhause in Lille hielten sie es für nöthig, die Ponies zu messen und eine Beschreibung derselben aufzunehmen, damit wir nicht bei der Rückkehr nach Frankreich an=

dere dafür mitnehmen sollten. Als die schöne Equipage des Generals das Zollhaus passirte, fragte ein Oberbeamter, als er den kleinen Kutscher und Bedienten Tom Thumbs in reicher Livrée sah, vollen Ernstes, ob der General in seinem Lande ein Fürst sey.

»Freilich ist er es,« entgegnete Sherman mit vieler Gravität, »er ist Fürst Carl I. vom Herzogthum Bridgeport im Königreich Connecticut.«

Der Beamte machte eine tiefe Verbeugung und nahm Alles für buchstäbliche Wahrheit an.

In Frankreich kann man tagelang reisen und größere Städte passiren, ohne um den Paß befragt zu werden, dann aber trifft es sich wieder, daß in kleinen unbedeutenden Städten plötzlich ein Gendarm zum Vorschein kömmt und um Erlaubniß bittet, Einsicht in das kostbare Document nehmen zu dürfen. So erging es auch mir eines Tages.

Ich saß eben ganz ruhig beim Essen in einem kleinen ländlichen Gasthause, als die Thür plötzlich geöffnet wurde und ein schnurbärtiger Gendarm in voller Rüstung eintrat, um nach meinem Passe zu fragen. Er befand sich in meinem Koffer auf der Diligence, was ich ihm auch sagte; er bestand jedoch auf seiner Forderung. Da ich mir nun nicht erst die Mühe machen wollte, ihn zu holen, so griff ich in die Tasche, holte ein zufällig darin steckendes Papier, eine alte amerikanische Assecuranzpolizze, aus derselben und rief aus:

»O, das ist ja mein Paß!«

Der Gendarme nahm das ihm hingereichte Papier, sah es sehr sorgfältig und mit außerordentlich weiser Miene durch, obwohl es ihm wie griechisch vorkommen mochte, da er kein Wort englisch verstand. Nach einer Weile gab er

mir es mit einem sehr höflichen Très bien! zurück und empfahl sich.

Ein solcher Streich ist jedoch nicht immer räthlich und zwar um so weniger, als die meisten Gendarmen den Stempel der Pariser Präfectur kennen; da sich nun dieser Stempel für gewöhnlich nicht auf einer alten amerikanischen Assecuranzpolizze vorzufinden pflegt, so dürfte man in mancherlei Unannehmlichkeiten gerathen, wenn man ohne sonstigen Paß in Frankreich reist. In meinem Falle hätte ich jedoch das Mißverständniß, falls es entdeckt worden wäre, leicht wieder gut zu machen vermocht.

So oft ich an einer französischen Table d'hôte speiste (was ich wegen der Zahl und Güte der Speisen so oft als möglich that), genoß ich gewöhnlich sechs Speisen, die mir bekannt waren und wenigstens sechzehn, von deren Composition ich gar keinen Begriff hatte. Wenn man mich fragen würde, ob ich in Frankreich Schlangen- oder Eidechsenfleisch gegessen habe, so getraute ich mir nicht nein zu sagen, da ich wirklich nicht weiß, was ich Alles in Frankreich gegessen habe.

Während unseres Aufenthaltes in Brüssel aß die Mutter des Generals, Mrs. Stratton, von einigen Würsten und erklärte, noch nichts Besseres in Frankreich oder Belgien gegessen zu haben, überhaupt seyen diese Würste die erste natürliche und echte belgische Nahrung, die ihr in diesem Lande, in welchem Alles französische Tünche erhalten, noch zu Gesichte gekommen.

Als sie sich aber näher nach diesen Würsten erkundigte, war sie ganz erstaunt, als man ihr sagte, es seyen Saucisses de Lyon.

Sie kaufte sogleich einige Pfunde dieser Lyoner Würste und packte dieselben eben ein, als Mr. Sherman ins Zimmer trat.

»Was packen Sie denn da ein, Madam?« fragte er.

»Lyoner Würste.«

»Wissen Sie, woraus diese gemacht werden?«

»Nein, ich weiß nur, daß die Würste ganz ausgezeichnet gut sind.«

»Gut mögen sie seyn, sie werden aber aus Eselfleisch fabricirt.«

Mrs. Stratton sagte, sie werde sich so etwas nicht weiß machen lassen; sie wisse es besser und lege großen Werth auf diese Würste.

Während des Wortwechsels kam unser französischer Dollmetsch, Mr. Pinte, nach Hause.

»Mr. Pinte,« sprach ihn Mr. Sherman an, »Sie sind ein Franzose und kennen sich in Eßwaaren sehr gut aus; sagen Sie mir gefälligst aus was denn Lyoner Würste gemacht werden?«

»Aus Eseln,« sagte der harmlose Professor.

Mr. Stratton ergriff das Packet und warf es durch das offene Fenster auf die Straße, wo die Saucisses de Lyon im Triumphe von einem großen Haushunde von dannen getragen wurden.

Solche kleine Zwischenfälle belustigten uns höchlich in Ländern, in denen wir völlig fremd waren; sie wiederholten sich übrigens recht häufig; aber auch an andern Ereignissen fehlte es nicht, die mir viel Vergnügen machten.

So war ich am 4. Juli 1844 in Grenelle und erinnerte mich, daß ich die Adresse eines in der Nähe wohnenden ausgezeichneten Mechanikers, des Herrn Regnies, besaß.

Da ich viele der von ihm fabricirten Instrumente zu kaufen wünschte, so begab ich mich in seine Wohnung. Er nahm mich sehr höflich auf und die Bekanntschaft dieses intelligenten und gelehrten Mannes machte mir sehr viel Vergnügen. Er war Mitglied vieler gelehrten Körperschaften und Ritter der Ehrenlegion ꝛc.

Während er meine Rechnung ins Reine schrieb, betrachtete ich die Kupferstiche an den Wänden und sah ein Porträt, das mir sehr bekannt vorkam. Ich war überzeugt, mich nicht zu irren, trat näher und fand, wie ich erwartet hatte, eine Abbildung Benjamin Franklin's. Es war in Glas und Rahmen; das Haupt Franklin's war von dreizehn metallenen Sternen umgeben.

»Ach!« rief ich aus, »Sie haben hier ein Porträt Franklin's, meines Landsmannes.«

»Ja wohl,« antwortete Regnier, »das war ein großer, vortrefflicher Mann. Als er im Jahre 1798 nach Paris kam, wurde er von Allen, die ihn kannten, geachtet und geehrt; die größte Auszeichnung aber erwies ihm der gelehrte Theil der Pariser Bevölkerung. Der Präsident der Société d'émulation forderte ihn auf, über den Werth gewisser zur Beurtheilung vorgelegter Kunstgegenstände zu entscheiden; meinem Vater wurde für die Erfindung eines sehr künstlichen Schlosses nach seinem Urtheile eine goldene Medaille zuerkannt.

»Während mein Vater noch bei ihm in seinem Hôtel war, kam ein junger Quäker, der nach Franklin fragte. Er war ihm völlig unbekannt, erzählte aber sofort, er sey in Geschäften nach Paris gekommen, habe unglücklicher Weise all sein Geld eingebüßt und möchte sechshundert Francs bor=

gen, um zu den Seinigen nach Philadelphia zurückkehren zu können. Franklin fragte ihn nach seinem Familiennamen, zählte ihm dann sogleich das Geld auf, gab dem jungen Menschen noch einige vortreffliche Rathschläge mit auf den Weg und sagte ihm sodann Lebewohl.

»Auf meinen Vater machte Dr. Franklin's Großmuth ganz besondern Eindruck, sobald der junge Mensch sich entfernt hatte, bemerkte er gegen den Doctor, er sey ganz erstaunt, daß er einem Fremden so viel Geld vertraue; der Mann dürfte wohl gar keine Geschäfte in Paris gemacht haben und was ihn am meisten befremde, sey, daß er sich von dem jungen Mann gar keinen Empfangsschein ausstellen, nicht einmal eine Unterschrift habe geben lassen.

»Franklin antwortete hierauf, daß er es immer für seine Pflicht erachte und es ihm auch Vergnügen mache, seinen Landsleuten nützlich zu seyn; ganz besonders aber verhalte es sich so in vorliegendem Falle, da er die Familie kenne, die aus sehr würdigen, achtbaren Leuten bestehe.

»Mein Vater,« fuhr Herr Regnier fort, »war selbst ein sehr großmüthiger Mann und fast bis zu Thränen gerührt; er bat den Dr. Franklin, ihm sein Porträt zu schenken. Er that es und Sie sehen es hier. Mein Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Er hinterließ mir das Porträt und ich möchte es um keinen Preis verkaufen.«

Diese Erzählung machte mir ungemein viel Vergnügen. Ich bemerkte Herrn Regnier, er müsse die Zahl der Sterne verdoppeln, da wir jetzt (1844) anstatt der ursprünglichen dreizehn sechsundzwanzig Staaten hätten.

»Ich weiß das recht gut,« sagte er, »ich mag aber an einer Sache nichts ändern, die mir mein Vater hinterlassen

hat und die mir heilig ist. Sie kennen wohl auch den Gebrauch nicht, den wir von diesen Sternen machen?«

»Nein,« sagte ich.

»Sehen Sie,« fuhr er fort, »diese Sterne sind aus Stahl; in jeder Jahresnacht der amerikanischen Unabhängigkeitsfeier (und heute ist eine solche Nacht) rufe ich, wie es mein Vater immer gemacht hat und wie ich es auch immer machen werde, meine ganze Familie zusammen, verdunkle das Zimmer, beleuchte diese untereinander verbundenen Sterne mittelst Electricität, der Lieblingswissenschaft Franklin's, bilde so eine Glorie um sein Haupt und ehre den Namen eines Mannes, dessen Nachruhm für alle Zeiten erhalten werden sollte.«

Im weitern Verlauf dieses Gespräches ersah ich, daß dieser wackere alte Gentleman die Geschichte Amerika's sehr genau kannte; er sprach mit warmer, tiefer Empfindung über das, was er als das hohe, stolze Geschick unserer Republik bezeichnete. Er bestand darauf, daß ich zum Nachtessen bei ihm bleiben und dann der electrischen Beleuchtung beiwohnen müsse. Es versteht sich von selbst, daß ich die Einladung annahm. Welcher Amerikaner hätte sie auch ausschlagen können?

Wir nahmen eine sehr nahrhafte Abendmahlzeit zu uns; vor und nach derselben sprach der wackere Herr mit vieler Andacht ein Gebet. Um neun Uhr wurde die Familie und auch der Schwiegersohn des Herrn Regnier herbeigerufen, das Zimmer verdunkelt, die electrische Batterie geladen und der Leitungsdraht mit einem der Sterne in Verbindung gebracht. Alsogleich strahlten alle dreizehn Sterne in glänzendem Lichte; es war ein sehr schöner Effect. Eine einfachere

und doch schönere und passendere Weise das Andenken Franklin's zu ehren konnte nicht leicht ersonnen werden. Und welch ein seltsames Zusammentreffen war es noch dazu, daß ich, ein in Paris völlig fremder Mensch, mit einem so eigenthümlichen Manne, wie Herr Regnier war, gerade an dem für den Amerikaner heiligsten Tage, dem Tage des Unabhängigkeitsfestes bekannt werden sollte!

Um zehn Uhr beurlaubte ich mich von der würdigen Familie; man ließ mich jedoch nicht scheiden bevor wir nicht eine Flasche trefflichen Champagners geleert und auf folgenden, von Herrn Regnier ausgebrachten Toast, getrunken hatten:

»Washington, Franklin, Lafayette! Helden, Philosophen, Patrioten und rechtschaffene Männer. Mögen ihre Namen unabläſſig erglänzen in den Verzeichnissen irdischen Ruhmes, wenn einmal in spätern Zeiten die ganze Welt eine Universalrepublik seyn und Jedermann auf Erden die Wahrheit anerkennen wird, daß der Mensch zum »Selfgovernement,« zur Selbstregierung geschaffen sey!«

Es wird sich wohl Niemand darüber wundern, daß ich mich bei Herrn Regnier ganz zu Hause fühlte. Der Tag sowohl als der Mensch waren ganz geeignet und vereinigten sich, um meinen patriotischen Gefühlen wohlzuthun, sie anzuregen und durch den unerwarteten Anblick des Franklin'schen Porträts die Liebe zum Heimatland wachzurufen.

Der Umgang mit zwei ausgezeichneten Amerikanern in Paris stimmte diese Empfindungen nur noch höher. Sie waren schöne Typen des Yankee-Charakters und lebendige Beweise, wie weit man es durch Ausdauer, Intelligenz, Geist und Redlichkeit bringen könne. Ich spreche hier von dem be-

rühmten Dentisten Dr. C. S. Brewster, der in Rußland und Frankreich so viel Ehre und Geld errungen hat, ferner von Mr. Henry Summer, der die Courtoisie des Kaisers Nikolaus so erfolgreich herausgefordert hat und in den socialen wie literarischen Pariser Kreisen eine gleich hohe Stellung einnimmt. Sowohl diesen Herren, als vielen andern ausgezeichneten Parisern und Londonern fühle ich mich in vielen Beziehungen zum herzlichsten Danke verpflichtet.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich den Ruf, den sich General Tom Thumb in Europa erworben, gleich nach unserer Zurückkunft nach New-York im Februar 1847 bestens auszubeuten bemüht war. Ich ließ ihn sogleich im amerikanischen Museum auftreten, wo vier Wochen hindurch ein solcher Andrang von Besuchern, wie nie zuvor, stattfand. Später brachte er einen Monat in Bridgeport bei seinen Anverwandten zu. Um der Belästigung jener Neugierigen zu entgehen, die gewiß das Haus seiner Anverwandten bestürmt haben würden, ließ er sich an zwei Tagen daselbst öffentlich sehen. Die hierdurch erzielte Einnahme betrug mehre hundert Dollars und wurde von ihm der Bridgeporter Wohlthätigkeitsgesellschaft zum Geschenk gemacht. Die Bridgeporter waren nicht wenig erfreut, ihren alten Freund, den kleinen »Charlie« wieder zu sehen. Wohl hatten sie sich, als sie ihn vor wenig Jahren noch in den Straßen spielen sahen, nicht träumen lassen, daß er einst noch so viele Sensation unter den gekrönten Häuptern Europa's machen würde; demnach war er jetzt in der Fülle seines in Europa erlangten Rufes sowohl für seine frühern Bekannten, als für das ganze Publicum ein Gegenstand großer Neugier. Man fand, daß er während der fünfthalbjährigen Abwesenheit nicht im Minde-

sten gewachsen sey; man entdeckte aber auch, daß er an Geist und Witz in merkwürdiger Weise gewonnen und eine gewisse fremdländische, ihm sehr gut lassende Grazie angenommen habe, mit einem Worte, daß er gar nicht mehr der unbeholfene, täppische, kleine Dorfbursche sey, den man früher in ihm gekannt hatte.

»Wir hätten uns,« sagte einer der angesehensten Bürger des Ortes, »nie gedacht, daß der kleine »Charlie« ein solches Phänomen werden könne; seitdem er aber »gebarnumt« worden, hat er sich zu einer wahren Curiosität herangebildet.«

»Wie alt sind Sie, General?« fragte einer seiner Bekannten.

»Nach Mr. Barnum's Rechnung fünfzehn Jahre,« sagte der General lachend; er wußte recht gut, daß der Fragende sein wahres Alter — neun Jahre — ganz wohl kannte.

Ich war ganz erstaunt darüber, daß auch ich während meiner Abwesenheit eine Curiosität geworden war. Ließ ich mich im Museum oder sonst irgendwo sehen, so waren Aller Augen und Finger auf mich gerichtet und häufig konnte ich die Bemerkung hören: da ist der Barnum; sehen Sie dort den alten Barnum? ꝛc.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß ich die Ursache durchaus nicht herauszubekommen vermag, warum mich denn die Leute von jeher »den alten Barnum« genannt haben, da ich doch jetzt erst vierzig Jahre alt bin.

Es war kurz nach meiner Rückkehr von Europa, als ich einmal mit einer Zeitung beschäftigt, im Billetzimmer

saß. Ein Mann kam herbei und kaufte ein Einlaßbillet. »Ist Barnum im Museum?« fragte er. Der Billetverschleißer zeigte auf mich und sagte: »Herr Barnum ist hier.« In der Meinung, daß der Gentleman aus geschäftlichen Ursachen mit mir sprechen wolle, blickte ich von meiner Zeitung auf. »Der da ist Mr. Barnum?« fragte er. »Ja, ich bin es,« antwortete ich selbst. Er sah mich eine Weile starr an, legte dann sein Billet wieder nieder, sagte: »Jetzt ist schon Alles in Ordnung und ich bin für mein Geld gehörig bedient worden,« worauf er sich entfernte, ohne einen Fuß in das Museum selbst gesetzt zu haben.

Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß ich, nachdem mein Uebereinkommen mit dem General Tom Thumb mit dem 1. Jänner 1845 abgelaufen war, einen neuen Vertrag abschloß und zwar zu gleichen Hälften des Erträgnisses. Ich behielt mir nur vor, daß er sich vier Wochen hindurch in meinem Museum für eine Remuneration von zweihundert Dollars sehen lassen müsse.

Mr. Stratton, des Generals Vater, war durch seinen kleinen Sohn zu einem schönen Vermögen gekommen. Einen Theil desselben legte er für den General, einen andern für sich selbst an; auch kaufte er sich einen schönen Landsitz, auf dem er mit seinen zwei Töchtern und noch einem Sohn lebt. Mit Ausnahme des Generals sind alle Mitglieder der Gesellschaft von gewöhnlicher Menschengröße.

Der General brachte einen Monat bei seinen Freunden in Bridgeport zu, worauf wir uns Alle zu einer Reise durch die vereinigten Staaten anschickten. Unter Anderm blieben wir in Philadelphia zwölf Tage, nach deren Verlauf unsere Einnahme fünftausendfünfhundertvierundneunzig Dollars

ausmachte. In Providence nahmen wir an einem Tage nahe an tausend Dollars ein und so ging es verhältnißmäßig überall.

Im November 1847 schifften wir uns nach Havannah ein; wir wurden dort dem Generalcapitän und dem hohen Adel vorgestellt und machten außerordentlich gute Geschäfte. Gar oft erhielt der General eine Dublone für seine bloße Unterschrift.

Die Hôtels der Insel sind nicht sehr gut. Ein an substantiöse Nahrung gewöhnter Amerikaner muß sich dort mancherlei Entbehrung gefallen lassen. Wir wohnten in »Washington-House,« das für das vornehmste Hôtel galt. Es war sehr schmutzig und wurde von einem Weibe geführt, das den größten Theil der Zeit über betrunken war. Mehre Amerikaner gingen dort zu Tische, die merkwürdige Gourmands waren. Einer derselben hatte einmal einen lebendigen Truthahn am Bord eines Schiffes aus New-Orleans gesehen, ihn gekauft und der Wirthin gebracht. Er war sehr klein und reichte, als er zerlegt an der Table-d'Hôte herumgegeben wurde, nicht für alle Gäste aus. Ein sechs Fuß hoher, mit wahrhaft furchtbarem Appetit gesegneter Amerikaner, der eine Zuckerpflanzung auf der Havannah besaß, hatte zufällig seinen Platz neben dem Gast, der den Vogel zerlegte, konnte, als er einen amerikanischen, in dieser Gegend so seltenen Truthahn erblickte, seine Gier nicht mäßigen, nahm während des Tranchirens ein Stück nach dem andern auf seinen Teller und hatte, als der Zerlegende mit seiner Aufgabe zu Ende war, den halben Vogel bereits verzehrt. Unglücklicherweise saß der Mann, der ihn gekauft hatte, am entgegengesetzten Ende des Tisches, so daß er auch nicht ein Stück von dem

ersehnten Leckerbissen bekam. Er war im höchsten Grade entrüstet, namentlich gegen den unschuldigen Gourmand von der Zuckerinsel, der freilich von der Geschichte dieses Vogels keine Ahnung hatte.

Als man vom Tische aufstand, schnalzte der Pflanzer mit Zunge und Lippen, klopfte sich auf den Magen und sagte:

»Das war einmal ein köstlicher Truthahn; seit zwei Jahren habe ich keinen gegessen. Ich esse sie aber sehr gern und werde, wenn ich jetzt nach meiner Pflanzung zurückkomme, Truthühner aufbringen.«

»Wenn Sie nicht einen aufbringen, ehe Sie die Stadt verlassen, so sind Sie des Todes,« versetzte der ergrimmte Truthahnkäufer.

Als wir von Havannah nach New-Orleans zurückreisten, hatten wir einen Yankee an Bord, der spanischen Tabak nach amerikanischen Märkten brachte. Im Vertrauen theilte er mir mit, daß der größte Theil dieses Products in Amerika selbst gewachsen, nichtsdestoweniger aber dort als echte Havannawaare gekauft und bezahlt werde.

In Pittsburgh (Mai 1848) trennte ich mich von Mr. Stratton und dem kleinen General. Ich ließ sie mit einem meiner vertrauten Agenten reisen und wollte lieber einen Theil des Profits einbüßen, als länger noch ein Curiositätenmann seyn.

Gegen Ende Mai kehrte ich zu meiner Familie und meinen Freunden zurück, die ich sämmtlich im besten Befinden antraf. Ich hatte mich nun fast dreizehn Jahre lang in der Welt herumgetrieben, dafür aber auch ein schönes Vermögen erlangt, von dem ich in Gesellschaft der Meinigen zu leben

beschloß. Ich hatte den festen Vorsatz gefaßt, mich durch keinerlei pecuniäre Verlockung je wieder um den Genuß häuslicher Freuden bringen zu lassen.

Die Jahre 1848 und 1849 verlebte ich vorzugsweise mit meiner Familie. Einen Theil meiner Zeit widmete ich jedoch den Interessen des amerikanischen Museums; auch eröffnete ich ein zweites Museum in Philadelphia, über dessen Einzelnheiten ich in einem andern Abschnitte dieses Buches sprechen werde.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Barnum, Phineas Taylor,

Leben und Abenteuer P. T. Barnum's vormaligen Theaterdirectors in New-York, seine grossartigen Unternehmungen, seine Kunstfahrten mit Jenni Lind, mit Tom Thumb u. A Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen
Bd.: 2

Pest [u.a.] (1855)